



Der Schmelztiegel

WERKSZEITUNG DER BERGISCHEN STAHL-INDUSTRIE REMSCHEID



Nr. 51 · Jahrgang 5 · Januar 1956



*Zu
unserem
Titelbild*

Das Titelbild stammt aus der Ankerwicklei unseres Elektrobetriebes. Es zeigt einen Ankerwickler beim Einlegen einer neuen Wicklung in das Gehäuse eines Drehstrommotors.

Die Wicklung einer Drehstrommaschine besteht meist aus Spulen isolierten Kupferdrahtes mit bestimmten Windungszahlen, die auf einer Spulenwicklermaschine hergestellt werden. Der Draht kann als elektrische Isolation eine Kunststoffschicht oder eine Umspinnung besitzen. Er besteht aus Kupfer wegen der guten elektrischen Leitfähigkeit und hat für jede elektrische Maschine einen bestimmten nicht zu kleinen Querschnitt, um dem elektrischen Strom einen möglichst kleinen Widerstand zu bieten. Die Spulen liegen in Nuten des Motorgehäuses und werden in diesem durch Holzleisten festgehalten. Drei der eingelegten Spulen sind, wie auf dem Bilde zu sehen ist, mit Baumwollband bandagiert, um die Windungen fest miteinander zu verbinden.

Nachdem alle Spulen eingelegt sind, werden sie geprüft, ob keine Windung mit der benachbarten oder mit dem Gehäuse elektrisch verbunden ist. Es darf keine Unterbrechung vorhanden sein. Dann werden die Spulen elektrisch miteinander verschaltet und mit einem Lack durchtränkt.

Die Arbeit eines Ankerwicklers erfordert Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und — sehr gutes Material.

INHALT DIESER AUSGABE

Seite

Zur Lage	3
Von der Schüttelrutsche zum modernen Straßenbahnwagen	4
Inventur	8
Wußten Sie das schon?	10
Wohlverdienter Ruhestand	12
Ärztlicher Ratgeber	13
Sie fragen — wir antworten	18
Der Lehrlinge Weihnachts- und Jahresabschlußfeier	19
Kleine Wirtschaftskunde	20
und das meint Struppi	22
Die weißen Streifen	23
Der bergische Raum und seine Menschen	26
Motor und Verkehr	28
Der Specht	29
Zum Nachdenken	30
Die Schallplattenecke	31
Mozart zum 200. Geburtstag	33
Das neue Buch	34
Für unsere Frauen	37
Für unsere Kinder	39
En Riesenfamilieg (aus dem alten Remscheid)	41
Unser Jubilar im Februar	43
Jubilarfeier	43
Für unsere Rätselfreunde	44
Das schönste Foto des Monats	45
Familiennachrichten	46
Vorsicht! Röntgenstrahlen!	47

Herausgeber:

Bergische Stahl-Industrie KG Remscheid

Redaktion:

Herbert Goretzki / Remscheid

Druck:

Bergische Druckerei Ludwig Koch, Remscheid

Klischees:

Grafisches Atelier Loose/Durach, Remscheid

Fotos:

Heinz Lindenberg, Werksfotograf

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

ZUR LAGE

VON DR. WOLFGANG BUSCH

Jahre kommen und Jahre vergehen. Selt-sames Wiederholen dieses Vorgangs: ver-stohlen verfolgen wir Menschen das Wan-dern der großen Zeiger unserer Uhren in den letzten Minuten eines „alten“ Jahres, verspüren verwundert, wie lange doch solch' winziger Zeitraum ist, wenn man ihn — wie selten sonst — bewußt erlebt. Und heben dann mit der Beklommenheit des Wissenden ein Glas und trinken auf ein gutes, neues Jahr.

Je älter wir werden, umso stiller, aber umso bewußter wandern wir zu jener mitter-nächtlichen Stunde über die Schwelle zwi-schen zwei Jahren. Mit gelassenem Lächeln erkennen wir, wie wenig Bedeutung der eine Schritt selbst für den Ablauf des großen Geschehens hat, welch' innerer Wert der Deutung dieses Augenblicks doch innewohnt.

In all der Unrast unserer Tage ist solcher Anlaß gedanklichen Verweilens im Vergan-gen, abwägender Vorausschau auf das Kom-mende von echtem Nutzen.

Die Zeit der Jahreswende hat uns im Werk diesmal vor eine Reihe ernster Fragen aus dem sachlichen wie auch dem mensch-lichen Bereich gestellt. Es mögen jene, vorher angestellten Überlegungen dazu beigetragen haben, auch solche kritischen Probleme bei der nicht leicht genommenen Entscheidung über das Gewicht des Augen-blicks gestellt zu haben.

Die Ausschau in ein neues Jahr erschien uns wesentlicher für unser aller künftiges Geschick. Die Vielzahl vor uns stehender, unvollendeter, zum Teil noch gar nicht be-gonnener Aufgaben wird keinen von uns schrecken. Was wäre echtes, lebendiges Leben ohne ständige Entwicklung? — und wer wüßte nicht, daß jene Entwicklung eine Auseinandersetzung zwischen dem Gestern und dem Heute, zwischen dem Guten von heute und dem Besseren von

morgen bedeutet? Wir haben leider noch nicht gelernt, unsere Sprache von prahle-rischen Übertreibungen und Banalitäten zu säubern, die uns politische Disziplin-losigkeit und Phrasendrescherei einmal bescherten. Vom angeblich „unvermeid-lichen Kampf der Gegensätze, der allein den Fortschritt gebären kann“, kann sich — wie uns scheint — nur der etwas verspre-chen, der die sachliche Auseinandersetzung um den richtigen Weg zum gemeinsam ge-wollten Ziel, der das echte Gespräch also fürchtet. Wer nicht den Mut hat, da, wo es nottut, dem Partner auch einmal ohne Stachel im Herzen zu sagen: „Du hast recht!“, wird stets geneigt sein, sein Ohr den schrillen Kampfsirenen zu leihen.

Wir sehen erwartungsvoll in junge Ge-sichter, in denen klare Augen wache Kri-tik und offenen Sinn verraten. Wir empfin-den dankbar den ruhigen Blick des Alters, aus dem Erfahrung und sorgsames Wägen sprechen. Zehn Jahre gemeinsamer Not, Sorge, Verzichtens und Schaffens, mußten eine Grundlage schaffen, auf der sich bauen läßt. Die Jungen mit den ungestill-ten Wünschen an das weite Leben müssen — wie anders könnte es überhaupt sein? — unser besonderes Anliegen werden. Was geschähe, täten wir nicht alles, damit wir in ihre kräftigen Hände eines Tages das Werk-zeug legen können, das den eigenen, müde gewordenen entgleiten will. Möge uns ein gütiges Geschick nach langer, zer-störender Unterbrechung endlich einmal wieder eine Zeit bescheren, in der jener natürliche Generationen-Übergang den Alten die zermürende Sorge um den Lebensabend nimmt.

Wir wollen unsere Zusammenarbeit auch in der Zukunft freihalten von Vorstellungen und Begriffen, die nicht zu ihr passen wollen und auch nicht können. Man sollte nicht das törichte Wort „Betriebsfamilie“

verwenden, wo ein handfester Gemeinschaftsgeist oder — von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz gesehen — Kameradschaft im besten Sinne des Wortes gemeint ist. Bleiben wir doch echt und ehrlich in unserer Sprache und machen wir sie im besten Sinne des Wortes sparsam. Sie wird nur gewinnen dadurch und — am Ende werden wir einander auch besser verstehen.

Ein Mensch aus einer anderen, fernen Welt, unvermittelt unter uns gestellt, hat uns unlängst damit beschämt, daß er voll innerer Erregung sagte: „Hoffentlich wißt Ihr alle, die Ihr sprechen dürft, daß die

deutsche Sprache so fein zu unterscheiden weiß, daß sprechen nicht dasselbe ist wie reden!“

Solch bewegende Frage scheint uns wesentliche Ergänzung zu dem Wunsch der guten Partnerschaft, den wir zur Jahreswende äußerten. Wo sich Menschen mit gleichem Ziel im Gespräch zusammenfinden, ist die Grundlage der Partnerschaft gelegt. Wo es fruchtbar sein soll, muß es mutig sein. Vor seinem Anfang sollte unsichtbar die Forderung stehen: „Redner unerwünscht“. Nicht das Gespräch allein, erst recht sein Ergebnis würde intensiver, echter und vor allem besser.

Von der Schüttelrutsche

zum modernen Straßenbahnwagen

Das auch heute noch mit Abstand am meisten benutzte Verkehrsmittel ist weder die Bundesbahn, noch Autobus, das Flugzeug, Auto oder Fahrrad — es ist vielmehr die gute, alte Straßenbahn. Leider liegt die Betonung dabei vor allem auf „alt“; denn nach der Statistik sind über die Hälfte aller in Deutschland laufenden Straßenbahn-Wagen bereits über 30 Jahre alt. Entsprechend rappelig ist denn auch vielerorts noch die Beförderung. Je nach Landschaft und Temperament erhielten diese alten Vorkriegs-, Kriegs- und Vorkriegsveteranen von ihren Benutzern Ehrennamen, die vom „Rasselnden Lieschen“ bis zur „Schüttelrutsche“ reichen.

Doch auch diese, im Vergleich zu modernen Großraum-Wagen bereits vorsintflutlich wirkenden Klapperkisten, waren einmal hochmodern. Wer Bilder von den ersten Straßenbahnwagen aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sieht, kann sich heute kaum eines Lächelns erwehren. Ehe die „Elektrische“ Werner von Siemens ihren Siegeszug antrat, wurden die Schienenwagen nämlich noch von Pferden gezogen.

Da heißt es in einem Jubiläumsbericht: „So war es für die damalige Jugend auch noch ein herrliches Erlebnis, mit dieser Pferdebahn zu fahren oder mit ihr um die Wette zu laufen. Auch war es ihr eine besondere Freude, einmal vorne neben dem Kutscher sitzend die Zügel in der Hand halten und selbst kutschieren und ‚bimeln‘ zu dürfen.“

Im Vergleich zu heute war der Betrieb außerordentlich gemütlich. Gehalten wurde z. B. dort, wo Fahrgäste ein- oder aussteigen wollten, und wenn ein Fahrgast



Durst auf ein Glas Bier verspürte, dann wurde eben an einer Haltestelle ausgestiegen, an der nächsten Wirtshausecke einer ‚gehoben‘ und dann weiter gefahren.“

An anderer Stelle findet man dies: „Da sich an den ersten Tagen (1893) gleich große Schwierigkeiten mit der Vereinnahmung des Fahrpreises herausgestellt hatten, wurde zur „Bewältigung des Massenverkehrs“ bald darauf vorübergehend das Kollektensystem eingeführt, das darin bestand, daß der Schaffner nicht die Fahrgelder im Wagen einkassierte, sondern sich an jeder Haltestelle neben den Wagen stellte und seine Geldtasche geöffnet hochhielt. Die Fahrgäste warfen dann das Fahrgeld in die Geldtasche, was der Schaffner jedesmal mit einem Gruß quittierte. Die Wagenführer und Schaffner erhielten von den vereinnahmten Geldern einen bestimmten Prozentsatz als Lohn.“

Bedeutend weniger gemütlich wurde Straßenbahnfahren dann in den ersten Jahren nach 1945. Wohl jeder erinnert sich auch heute noch mit Unbehagen der unvorstellbar überfüllten, ausgeleierte Gefährte, die durch die zerstörten Straßen unserer



Städte fuhren. Kinder und Halbwüchsige benutzten sie stundenlang kreuz und quer; Geld spielte ja keine Rolle. Karussellfahren zum Beispiel war wesentlich teurer.

Aber mehr und mehr weichen heute die ausgedienten, alten Wagen zweckmäßigen, modernen Großraum-Fahrzeugen. Noch dominieren zwar Wagen, in denen der Fahrer auf der Plattform zwischen dem Publikum steht, und sich der Schaffner in Zeiten des Spitzenverkehrs mühsam durch die Fahrgäste zwingen muß, um sein Scherflein einzukassieren. Doch auch hier ist die Wandlung schon unverkennbar. Stahl überall! Die Federung ist unvergleichlich besser geworden, der Antrieb zügiger, das Bremsen weicher. Polsterbänke laden statt der einst so harten Holzbänke zum Sitzen ein. Auch die abgewetzten Schienen mit ihren harten Stoßfugen sind längst erneuert, das Fahren in der Straßenbahn ist wieder erträglich geworden. Der ungeheure Stahlhunger der Nahverkehrsbetriebe konnte fürs erste gestillt werden.

Doch die Entwicklung geht stetig weiter. Der Großraum-Wagen setzt sich langsam

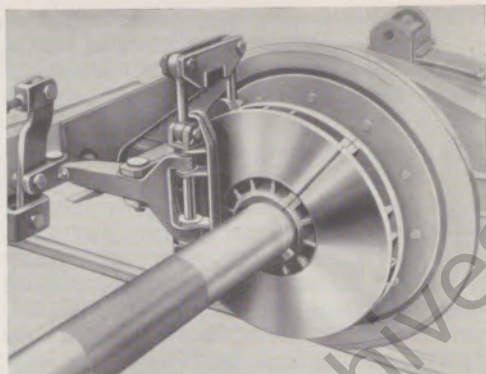
aber sicher durch. Was wir noch 1948 erstaunt in Zürich oder Brüssel bewundern, wird nach und nach auch in unseren Großstädten realisiert. Lange, geradezu elegant wirkende Straßenbahnzüge — vielfach mit Verbindungsbalg vom Triebwagen zum Anhänger — rauschen leise und zügig durch den Verkehr. Über 100 Personen finden gut darin Platz. Auf der linken Seite gibt es keine Einsteigmöglichkeiten mehr; Griffe und Trittbretter fehlen ganz oder sind eingeklappt. Ein- und Aussteigende behindern einander nicht mehr, weil nur noch vorn oder in der Mitte ausgestiegen werden darf. Einsteigen wiederum ist nur hinten möglich, wo der Schaffner an einer kleinen „Sperre“ sitzt und von jedem Vorbeikommenden den Obulus einzieht. Sein klassisch gewordener Ruf „Hier noch jemand ohne Fahrchein?“ gehört der Vergangenheit an. Im Großraum-Wagen jedenfalls.

Auch der „Fahrkomfort“ wird wieder großgeschrieben. Auf längeren Strecken — wie etwa auf der D-Bahn zwischen Düsseldorf und Duisburg — kann man bequem im mitgeführten Speisewagen Platz nehmen und zu seiner Zeitung ein freundliches Helles oder ein Kännchen Kaffee konsumieren. Straßenbahnfahren kann unter diesen Umständen sogar erholend sein.

Bleibe noch zu sagen, daß gerade wir in den Werken der Eisen und Stahl schaffenden Industrie ein gut Teil dazu beigetragen haben, das Fahren mit der Straßenbahn wieder erträglich zu machen. Denn fast alles an und in den modernen, bequemen Wagen — von der Schiene über Triebwerk und Karosserie bis zum Bügel des Stromabnehmers — ist Stahl! Den wir geschaffen haben!

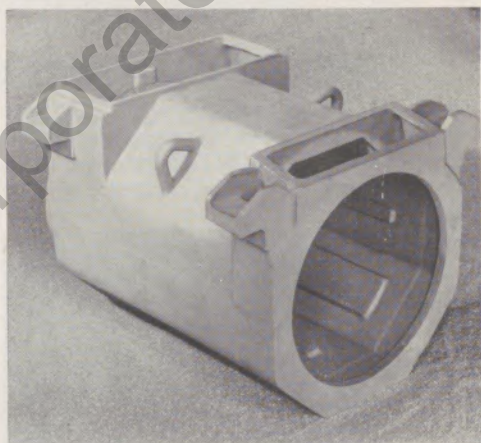
Die **Bergische Stahl-Industrie** ist an der technischen Entwicklung der modernen Großraum-Wagen zwar nicht direkt beteiligt, sie schafft jedoch indirekt durch Herstellung von Zubehör mit die Voraussetzungen für den Betrieb dieser Fahrzeuge. Um welche Teile handelt es sich hierbei? Das wichtigste Teil eines jeden Straßenbahnfahrzeuges ist bekanntlich der Motor; denn er dient gleichermaßen zum Antrieb und zum Bremsen.

Das Bremsen wird bei den modernen Straßenbahnwagen nicht allein mit der **BSI-Scheibenbremse** durchgeführt; diese wirkt



BSI-Scheibenbremse mit auf der Achse befestigter geteilter Scheibe

in den meisten Fällen nur als Feststellbremse, während das betriebsmäßige Bremsen durch die Fahrmotoren geschieht, die zu diesem Zweck als Generatoren umgeschaltet werden. Die **Gehäuse** für diese



Motorgehäuse für Straßenbahnen

Motoren werden in unseren Gießereien und Werkstätten abgegossen und vorbearbeitet.

Die von uns gelieferten Scheibenbremsen bringen neben anderen, vor allem wagenbaulichen Vorteilen einen erheblich verbesserten Fahrkomfort mit sich, von der großen Zuverlässigkeit ganz zu schweigen. Das ist der Grund, weshalb mehr und mehr Straßenbahn-Gesellschaften zu diesem fortschrittlichen Bremssystem übergehen.

Wenn man die ersten Scheibenbremsen betrachtet, wie sie vor 30 Jahren geliefert wurden, und sie mit den heutigen vergleicht, so ist auch hier ein technischer Fortschritt unverkennbar.

Um den Bestrebungen der Waggonbauer nach Sicherheit, Leichtbau und Fahrkomfort entgegen zu kommen, bleibt jedoch noch viel zu tun. Das haben auch unsere Mitarbeiter, die Konstrukteure, erkannt und sie sind eifrig bemüht, durch ständige Verbesserungen der Konstruktionen dem technischen Fortschritt zu dienen.

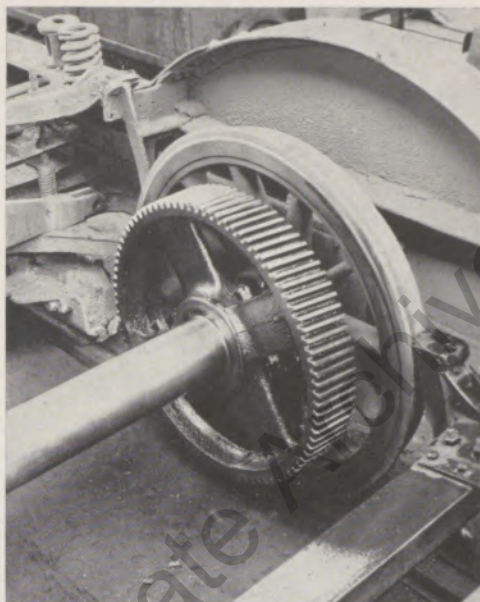
Die **BSI-Compact-Kupplungen**, die zumindest jedem Remscheider bekannt sind, haben sich in den letzten Jahren bei Straßenbahnen mehr und mehr durchsetzen können. Es sind eine ganze Reihe von beachtlichen Vorteilen, die den Straßenbahn-Verwaltungen Anlaß gaben, unsere Compact-Kupplung zu verwenden: Die Verringerung der Unfallgefahr während des An- und Abkuppelns, die Schnelligkeit der Kuppelvorgänge und der Fortfall des lästigen Mitkuppelns der elektrischen und Luft-Leitungen von Hand. Diese Verbesserungen tragen dazu bei, den Wagenumlauf zu beschleunigen.

In jüngster Zeit sind unsere Compact-Kupplungen auch ins Ausland geliefert worden und arbeiten dort unter erschwerten Betriebsbedingungen zur großen Zufriedenheit der Straßenbahn-Verwaltungen. Erwähnt sei ihre Verwendung in der finnischen Hauptstadt Helsinki mit Kältegraden bis zu 40° und starken Schneefällen.



Compact-Kupplung mit aufgesetzter Kabel-Kupplung in gekuppelter Stellung

Zur Übertragung der Antriebs- bzw. Bremskräfte vom Motor auf die Radsätze dienen bekanntlich die **Zahnräder**, die ebenfalls in unseren Betrieben abgegossen und bearbeitet werden. Im Zuge der Weiterentwicklung der Antriebsorgane der Straßenbahn-Wagen ist man neuerdings andere Wege gegangen; man bevorzugt heute den längsgelagerten Mo-



Zahnrad für Bahngetriebe

tor, der die Verwendung von Stirnrädern zur Kraftübertragung nicht mehr zuläßt. Kegelräder mit Palloidverzahnung sind die gegebenen Antriebselemente für diese Bauart. Die Fertigung dieser Räder muß jedoch Spezialfabriken vorbehalten bleiben.

Folgende Arbeitskameraden haben sich bereit erklärt, allen Werksangehörigen, die der Werkszeitung etwas zur Veröffentlichung übergeben, es aber nicht selbst aufschreiben wollen, bei der Abfassung des Textes behilflich zu sein und dabei auch das Redaktionsgeheimnis zu wahren:

Heinrich Förster, Versand Stachelhaus.
Erich Festerling, Böckerbau Saal 3
Alfred Lange, Säge Stachelhausen
Walter Bergmann, AV Stachelhausen
Hans Klever, Formerei Papenberg
Willi Hackenberg, Versand Papenb.
Theo Röllecke, Endkontrolle Papenb.

Inventur

Alle Jahre, wenn wir uns dem 31. Dezember nähern, beginnen die Vorbereitungen für die Inventur, und mancher aus dem Kollegenkreis, der von kaufmännischen Dingen wenig oder gar keine Kenntnis hat, wird sich fragen: „wozu eigentlich dieser Aufwand?“ Diesen Kollegen sei vorweg gesagt, daß eine Inventur nicht nur im Interesse des Unternehmens durchgeführt wird, sondern daß das Handels-Gesetzbuch zu diesen Maßnahmen verpflichtet. Die Inventur ist ein Erfordernis der Bilanz-aufstellung. Die Bezeichnung „Bilanz“ ist von dem lateinischen Wort „bilanx“, welches Waage bedeutet, abgeleitet. Damit wird angedeutet, daß Vermögenswerte und Verpflichtungen gegenübergestellt werden müssen.

Bei der Gründung eines Unternehmens ist eine Eröffnungsbilanz zu machen. Nach

einem gewissen Zeitraum ist die Feststellung erforderlich, ob das Unternehmen mit Gewinn oder Verlust arbeitet. Es wird ein Stichtag festgelegt, an welchem die Werte der Eröffnungsbilanz den gegenwärtigen Werten verglichen werden. Dieser Stichtag ist der Bilanztag. Er braucht nicht immer auf den 31. Dezember zu fallen, liegt aber am Schluß des Geschäftsjahres, welches mit dem Kalenderjahr nicht übereinzustimmen braucht. Das Geschäftsjahr, welches 12 Monate umfassen soll, kann am 1. April, 1. Juni oder beliebig anderen Tagen beginnen. Der voraufgehende Tag ist dann der letzte Tag des abgelaufenen Geschäftsjahres. An diesem Tage werden alle Vermögenswerte aufgenommen und den Verbindlichkeiten gegenübergestellt. Das Vermögen, d. h., die Summe aller Gegenstände und Rechte, die dem Unter-

Bild 1



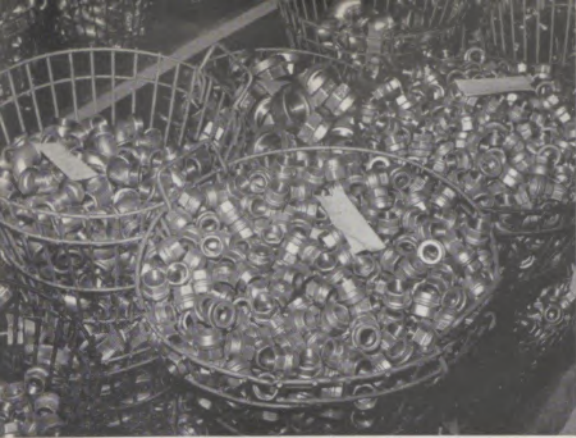


Bild 2

Werte (Gewichte oder Mengen) werden in Aufnahmelisten eingetragen, die wiederum zur Prüfung bereit liegen müssen. In allen Aufnahmelisten werden Stichproben vorgenommen, ob die Eintragungen mit dem tatsächlichen Wert übereinstimmen. (Bild 4).

Zweck dieser Ausführungen soll sein, den Kollegen, die, wie schon eingangs gesagt, nicht kaufmännisch geschult sind, die Notwendigkeit des jährlichen „Aufwandes“ bei der Inventur klarzumachen. Den Kaufleuten an dieser Stelle etwas über Inventur, Bilanzwesen und Bilanztechnik zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. W. P.



Bild 4

nehmen gehören, nennt man die „Aktiva“, während man die Verpflichtungen mit „Passiva“ bezeichnet.

Zu den Vermögenswerten gehören außer Gebäuden, Einrichtungen usw. auch die Erzeugnisse, die in den jeweiligen Fertigungsstadien unterschiedlich bewertet werden. Um die Feststellung der im Umlauf befindlichen Erzeugnisse zu treffen, ist eine Sammlung des Materials in den Fertigungsbetrieben notwendig, wo es übersichtlich gestapelt, gewogen oder gezählt wird. (siehe Bild 1 bis 3). Die festgestellten

Bild 3



Wußten Sie das schon?

Wir machen auf den Kurzgeschichtenwettbewerb 1956 aufmerksam, für dessen drei beste Kurzgeschichten Preise von 75, 50 und 25 DM ausgesetzt sind. Letzter Einsendetermin ist der 31. März.

Unsere Absicht, in diesem Jahr wiederum eine Ausstellung mit künstlerischen Arbeiten unserer Werksangehörigen zu veranstalten, hat allgemeine Zustimmung gefunden, und wir hoffen auf eine recht rege Beteiligung.

Der Unfallschuh hielt

Vor einigen Tagen ist beim Anhängen eines Gußstückes an den Kran eine 800 kg schwere Knetwelle abgeglitten und unserem Arbeitskameraden Karl Butschkau über den Fuß gerutscht. Nur dem Umstand, daß er Unfallverhütungsschuhe trug, ist es zu verdanken, daß er keine Verletzung erlitten hat. Die Knetwelle riß zwar das Leder auf, aber die darunter liegende Stahlkappe hielt (siehe Bild) und bewahrte ihn vor gesundheitlichem Schaden. Es kann deshalb nicht dringend genug empfohlen werden, die Arbeit im Betrieb nur in Unfallverhütungsschuhen zu verrichten, damit bei eventuellen Unfällen die Füße geschützt sind.



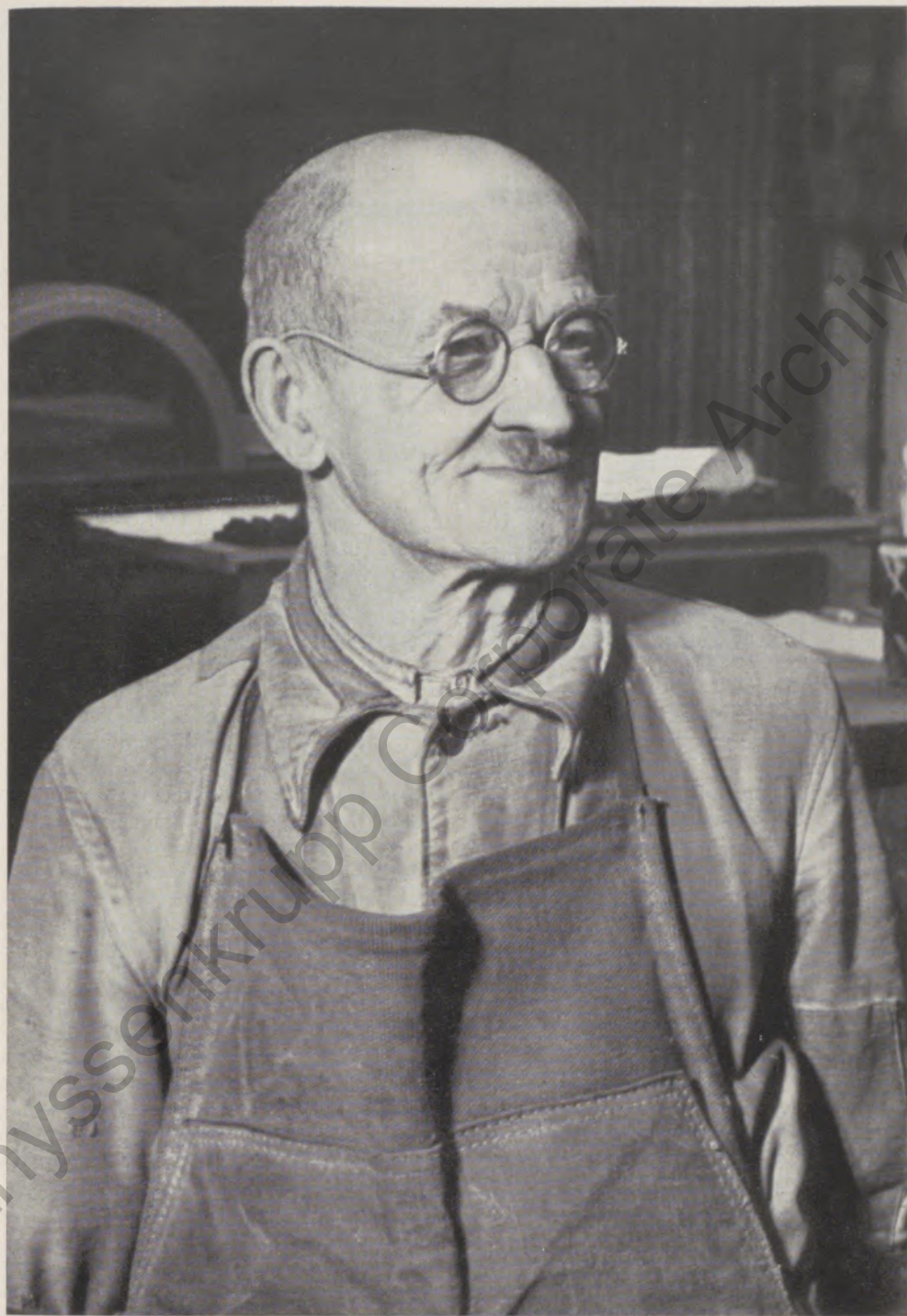
Am 10. Januar besuchte uns eine Klasse der Staatlichen Textil-Ingenieurschule Wuppertal-Barmen. Die Betriebsbesichtigung erstreckte sich auf die Werksabteilungen Papenberg und Stachelhausen. Es war erfreulich zu sehen, mit welchem Verständnis und Eifer diese Nicht-Fachleute unsere Produktionsvorgänge aufnahmen und mit welchem Interesse sie die Herstellung von Stahlguß und Temperguß kennenzulernen suchten.

In der neuen Tempereihalle in Papenberg ist von den beiden neu errichteten Durchlauf-Gastemperöfen einer am 3. Januar angeheizt worden. Der Ofen fährt mit einer Anfangstemperatur von etwa 100° C. Wegen der im feuerfesten Mauerwerk noch enthaltenen Feuchtigkeit muß die Steigerung auf die spätere Betriebstemperatur von über 1000° C ganz langsam und vorsichtig erfolgen. Wenn diese Temperatur auch nach ungefähr 14 Tagen erreicht sein dürfte, so hängt die Inbetriebnahme des Ofens für die Produktion doch noch von den Ergebnissen der ersten Temperversuche ab.

Wohnungsangebot

Für einen rüstigen Werkspensionär mit Frau kann eine 2^{1/2}-Zimmer-Wohnung in einem uns nicht gehörenden Neubau vermittelt werden. Bedingung ist die Übernahme des Hausverwalterpostens für verschiedene Wohnblocks. Im Hauptblock muß die Ölheizung und der Fahrstuhl überwacht werden. Handwerkliche Kenntnisse sind erwünscht.

Geboten wird: Freie Wohnung und Heizung sowie eine kleine finanzielle Vergütung. Bewerbung ist alsbald bei unserem Sozialamt erforderlich, wo auch nähere Auskünfte erteilt werden.



DAS GESICHT DER ARBEIT

Unser Arbeitskamerad Eugen Erb, Elektroschweißer in Stachelhausen

Wohlverdienter Ruhestand

Am 1. Januar 1956 ist unser Mitarbeiter

Franz Krechel in den Ruhestand getreten. Als gelernter Stellmacher ging er in seiner Jugend aus seiner hessischen Heimat auf die Wanderschaft,



landete im Jahre 1909 in Remscheid und fand Beschäftigung unter dem damaligen Betriebsdirektor Albert Knüttel und dem Meister Vieth in Stachelhausen in der Radsatzwerkstatt, wo ihm vor allem die Radsatzmontage oblag. Dort war er bis zum Jahre 1951 tätig und hat den Aufstieg und Abstieg unserer Radsatzproduktion aus nächster Nähe miterlebt. Von 1951 bis zu seinem Ausscheiden half er dann im Versand Stachelhausen. Franz Krechel ist 46 Jahre in der Bergischen Stahl-Industrie gewesen. Unzählige Arbeitskameraden hat er kommen und gehen sehen, unzählige Radsätze hat er montiert, die vielleicht heute noch irgendwo auf der Welt ihren Dienst tun. Fleißig und gewissenhaft hat er über vier Jahrzehnte seine Arbeit verrichtet zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und der Kunden. Als aufrechter Charakter, der gerade und ehrlich seinen Weg ging, erfreute er sich bei allen seinen Mitarbeitern größter Beliebtheit, die gern an ihn zurückdenken.

Wir wünschen ihm, der heute im 67. Lebensjahre steht, alles Gute für die Zukunft, Gesundheit und viel Freude und einen frohen Lebensabend.



Am 10. Dezemb. 1955 ist unser Mitarbeiter

Hermann Schürmann in den Ruhestand getreten. Nachdem er als gebürtiger Remscheider in der damaligen Remscheider Eisenhütte das

Formerhandwerk sehr gründlich erlernt und seine Militärzeit durchgemacht hatte, trat er 1911 in die Bergische Stahl-Industrie ein, und zwar als Former in Stachelhausen. In den folgenden Jahren hat er das wirtschaftliche Auf und Ab miterlebt und war einige Jahre auch in Loborn tätig, je nach dem, wie es die Produktion erforderte. Für Tausende von Auto- und Autozubehörteilen hat er die Formen hergestellt und später dann auch für den Chromguß. Im Jahre 1936 kam er in die Gipsformerei als Modellformer und blieb dort bis zu seinem Ausscheiden. Hermann Schürmann war ein guter Former, fleißig und gewissenhaft bei der Arbeit und ein guter Kamerad. Fast ohne Ruh und Rast hat er geschafft, nichts ging ihm schnell genug und immer war er emsig dabei, gute Formen für den Guß herzustellen. 44 Jahre lang ist er unserem Werk treu geblieben. Nun steht er im 67. Lebensjahr und will nun ausruhen von der Last der Arbeit.

Für die Zukunft wünschen wir ihm alles Gute, daß er gesund bleibt, noch viel Freude erlebt und einen recht frohen Lebensabend im Kreise seiner Familienangehörigen genießen kann.

Unsere Krankenkasse und ihre Lage

In der letzten Belegschaftsversammlung des vergangenen Jahres hat Dr. Molly über seine „Erfahrungen als Vertrauensarzt“ und auch über unsere „Betriebskrankenkasse“ gesprochen. Wir halten diese Ausführungen für so wichtig, daß wir sie im Wortlaut wiedergeben, damit sie alle Belegschaftsmitglieder und deren Familienangehörige zur Kenntnis nehmen können.

Ich habe den Auftrag, zu Ihnen zu sprechen, einmal in meiner Eigenschaft als „Vertrauensarzt“, zum anderenmal in meiner Eigenschaft als „ärztlicher Betreuer Ihres Werkes“.

Sie alle dürften im Laufe der Zeit gemerkt haben, daß mir persönlich Ihr aller Wohlergehen ganz besonders am Herzen liegt.

Ich habe so manchem von Ihnen mit wohlgemeintem Rat und mit der entsprechenden Tat zur Seite gestanden, und Sie wissen alle, daß ich stets für die Sorgen und Nöte eines jeden von Ihnen immer ein offenes Ohr habe, und daß ich mir die notwendige Zeit dafür nehme.

So, wie es bisher gewesen ist, wollen wir es auch weiterhin halten.

Vertrauen gegen Vertrauen!

Das ist die beste Grundlage für eine gedeihliche Zusammenarbeit.

In den Tagen vor der letzten Belegschaftsversammlung habe ich den Bericht über Ihre Betriebskrankenkasse studiert.

Aus demselben sprechen Zahlen und Tatsachen, vor denen niemand von uns die Augen verschließen darf. Die Bilanz des abgelaufenen Jahres ist erschreckend und sie dürfte deshalb Anlaß zu ersten Überlegungen für jeden sein.

Glauben Sie mir bitte, daß wir, die wir beauftragt sind, Ihre eigensten Interessen verantwortlich zu vertreten, uns immer wieder die ernstesten Sorgen und Gedanken darüber machen. Wie soll es weitergehen, wenn eines Tages der Topf, der Ihr eigen erspartes Kapital ist, gährende Leere zeigt? Denken wir an das alte Sprichwort: „Wo nichts mehr zu holen ist, da hat selbst der Kaiser sein Recht verloren“.

Es gibt aus dieser kritischen Lage Ihrer Krankenkasse heraus nur einen einzigen Weg:

Jeder von Ihnen muß selber mithelfen, daß Ihre so mühsam ersparten Beiträge

so zweckmäßig wie möglich angelegt werden.

Um Ihnen nun von meiner Warte als Vertrauensarzt den richtigen Weg zu zeigen, wie es besser zu machen ist, wollen wir uns einmal zunächst den Begriff der Sozialversicherung, des Krankenschutzes und der Krankenkassenleistungen klarmachen!

a) Jeder Arbeitnehmer zahlt seinen satzungsmäßig bestimmten Krankenkassenbeitrag in seine Betriebskrankenkasse. Der andere Teil wird vom Unternehmer geleistet. Das Geld fließt zusammen in den gemeinsamen Topf, in die Geldkassette Ihrer Krankenkasse.

Aus dieser Tatsache ersehen Sie, daß es sich bei den Leistungen der Krankenkasse um Gelder der Allgemeinheit handelt, die für den Ernstfall einer schweren Krankheit für den Betroffenen vorhanden sein müssen.

Das heißt: Im Notfall springt der eine dem anderen bei. —

Es kann nicht genügend betont werden, daß Sie alle in Ihrer Krankenkasse zu einer großen Gemeinschaft zusammengefaßt sind und somit eine echte Notgemeinschaft bilden.

Das wollen Sie bitte nicht vergessen.

Wie verkehrt ist die so oft gehörte Auffassung:

„Was ich in die Kasse einbezahlt habe, das will ich wenigstens wieder heraus haben!“

Nichts ist gefährlicher als diese Einstellung!

Denn morgen kann jeder von Ihnen von einer schweren Krankheit befallen werden — und er muß dann feststellen, daß leider aus eigener Dummheit heraus das Geld bereits für unnötige Dinge vertan ist.

Überlegen Sie sich daher bei jedem einzelnen Pfennig, den Sie von Ihrer Krankenkasse verlangen, ob er wirklich notwendig ist.

b) Sehen wir uns doch einmal an, zu welchen Leistungen Ihre Betriebskrankenkasse verpflichtet ist:

1. Arztkosten — Zahnarztkosten,
2. Arzneikosten und Kosten für Heilmittel,
3. Krankengeld bei Arbeitsunfähigkeit,
4. Kurversickungen,
5. Krankenhauspflegekosten und Hausgelder,

6. Familienhilfe,
7. Wochenhilfe,
8. Sterbegelder.

Aus dieser Aufzählung können Sie sich ein Bild von dem Umfang der Aufgaben und Leistungen Ihrer Krankenkasse machen.

c) Wenn wir nun hören, daß Ihre Krankenkasse im abgelaufenen Jahr 1955 die ungeheuerere Summe von rund 78000 DM mehr ausgegeben als eingenommen hat, dann müssen wir uns wohl oder übel überlegen, wo wir einsparen können.

Keine Einsparungen sind möglich bei Punkt 1, den Arzt- und Zahnarztkosten, die auf Pauschale gehen.

Die Krankenhauspfllegekosten können von Ihrer Krankenkasse übernommen werden — hierzu besteht jedoch keine unbedingte Verpflichtung.

Betont werden muß, daß die Krankenhauspfllegekosten bisher übernommen worden sind, ohne daß eine Prüfung der Notwendigkeit durch den Vertrauensärztlichen Dienst durchgeführt wurde, wie dies bei anderen Kassen schon lange der Fall ist.

Zu Punkt 8: Sterbegelder müssen von Ihrer Krankenkasse übernommen werden. Auch bei diesen Beträgen geht Ihre Krankenkasse mit ihren Leistungen über den Rahmen der gesetzlichen Vorschriften weit hinaus. Sie zahlt statt des 20fachen des Grundlohnes für Mitglieder das 40fache und in gleicher Weise für die Angehörigen statt des 10fachen das 20fache.

Nun werden Sie sich alle wundern, wenn ich Ihnen aus meiner Erfahrung als Vertrauensarzt sage, daß bei allen anderen vorher aufgeführten Leistungen der Krankenkasse große Einsparungen möglich sind.

Hierzu möchte ich folgendes erläutern:

Zu Punkt 2: Arzneimittelkosten und Kosten für Heilmittel

Es gibt heute einen bekannten Heilmittelmißbrauch. Revidieren Sie alle einmal Ihren Vorrat an Pillen, Tropfen und Mixturen, Pulvern gegen Migräne, Hustensäften, Tabletten für Verdauung und Stuhlgang, Herzstärkungsmitteln usw. usw. Alles zusammen ergibt eine Apotheke auf Vorrat für Jahre. Was geschieht mit all den schönen Sachen?

Die Flüssigkeiten verderben, bei den Tabletten gehen die Anweisungen verloren, und letzten Endes gerät alles beim

nächsten Hausputz in den Mülleimer! Und wer soll das bezahlen?

„Ja, dafür bin ich ja in der Krankenkasse“ — heißt es dann.

Liebes Krankenkassenmitglied! Es ist unverantwortlich, was Sie in dieser Hinsicht von der Kasse verlangen! Sie verlangen es nicht von der Kasse, Sie verlangen diese unnötigen Ausgaben von Ihrem eigenen eingezahlten Geld und damit von Ihren Arbeitskollegen! Ihr Arbeitskollege, und kein anderer, gibt Ihnen für diese Unsitte des Arzneimittel-Mißbrauches sein mühsam erspartes Geld. Denken Sie daran bei jedem Verlangen auf Verordnungen durch Ihren behandelnden Hausarzt. Wir kennen zum Beispiel Zuckerkranken, die heute bereits unvorstellbare Mengen Insulin horten, in dem Gedanken, daß es mal wieder einen Krieg geben könnte. Dieses teure Insulin verdirbt in absehbarer Zeit. Aber das Geld dafür wurde vergebend — ohne zu überlegen, wer es bezahlt.

Derartige Beispiele könnte ich Ihnen noch mehr aufzählen. Ich erwähne diesen Punkt des Arzneimittel-Mißbrauches nur, damit Sie sehen, in welche Kanäle Ihre Beiträge unnötig hineingeschleust werden. Hier können Tausende und aber Tausende eingespart werden.

Hilfsmittel: Große Unkosten verursachen neben den einfachen Leibbinden die für uns Ärzte nicht zu verantwortenden Verordnungen von Maß-Leibbinden für die Frauen (200 mal 35 DM = 7000 DM).

Es muß einmal ganz klar ausgesprochen werden: Bei derartigen Verordnungen handelt es sich in den meisten Fällen um ein reines Bekleidungsstück, den Strumpfhalter. Es ist nicht einzusehen, daß derartige Bekleidungsstücke durch eine Krankenkasse finanziert werden. Ebensogut könnte man sich einen Wintermantel oder Perlonstrümpfe ärztlich verordnen lassen. Eine Leibbinde ist erst dann als Heilmittel anzusprechen, wenn nachweislich ein Fehler der Bauchdecken, eine Bauchdeckenschwäche, ein Bauchdeckenbruch, schlechte Operationsnarben oder ähnliche Krankheitszustände, vor allem der Wirbelsäule, vorliegen. Die Kasse gibt aber für Leibbinden als reine Bekleidungsstücke Unsummen von Kassenbeiträgen aus.

Bisher hat Ihre Krankenkasse die Verordnungen von Leibbinden noch nicht durch den Vertrauensarzt überprüfen lassen;

doch muß man bei der augenblicklich schlechten Finanzlage Ihrer Kasse eine solche Überprüfung in Erwägung ziehen.

Wie oft höre ich vom Bandagisten, daß Versicherte erscheinen und erklären: „Wir wollen auf unser Leibbindenrezept ja gar keine Leibbinde haben; geben Sie mir bitte einen Büstenhalter.“

Bei der AOK Remscheid wurde der Versuch gemacht, den Vertrauensärztlichen Dienst bei der Verordnung von Leibbinden einzuschalten. Ergebnis: In 3 Monaten waren die Ausgaben gegenüber den Vergleichsmonaten um 15 000 DM gesunken.

Zu Punkt 3: Arbeitsunfähigkeit

Der Gesetzgeber sagt:

1. „Krankheit im Sinne der Reichsversicherungsordnung (RVO) ist ein regelwidriger Körper- oder Geisteszustand, der die Notwendigkeit einer Heilbehandlung oder Arbeitsunfähigkeit zur Folge hat.“

2. „Als Krankheitsende gilt der Zeitpunkt, zu welchem die Krankheit weder eine Heilbehandlung erfordert noch Arbeitsunfähigkeit bedingt, auch wenn sie in medizinischem Sinne noch fortbesteht.“

Zu entscheiden, ob Arbeitsunfähigkeit im Sinne der RVO vorliegt oder nicht, und festzustellen, wann nach einer abgelaufenen Erkrankung wieder Arbeitsfähigkeit erreicht ist, das ist eine der Hauptaufgaben des Vertrauensärztlichen Dienstes.

Diese Maßnahme erweist sich als notwendig, weil Ihre Krankenkassenbeiträge vor unberechtigtem Mißbrauch geschützt werden müssen; denn die praktische Erfahrung beweist, daß leider allzu oft aus irgendwelchen Gründen einige Versicherte dazu neigen, sich krank schreiben zu lassen, ohne es wirklich zu sein.

Aus dem Krankenkassenbericht geht eindeutig hervor, daß tatsächlich für Krankengeld die größte Summe ausgegeben wird. Rund 45 Prozent der Gesamteinnahmen werden durchschnittlich in einem Jahr nur für Krankengeld ausbezahlt.

In diesem Zusammenhang wollen wir einmal gemeinsam folgende nicht uninteressante Überlegung anstellen:

Ich frage: Wieviel Krankengeld muß mehr ausgezahlt werden, wenn bei jedem Krankheitsfall nur für einen einzigen Tag unnötigerweise Krankengeld in Anspruch genommen wird?

Bei den 2200 Krankheitsfällen des Jahres 1955 mit einem durchschnittlichen Kranken-

geld von 10 DM pro Tag ergibt sich für einen einzigen zu viel in Anspruch genommenen Krankentag die bedeutsame Mehrauslage von 22 000 DM.

Meistens ist es aber so, daß der Versicherte nicht nur mit diesem einen Tag zutrieden ist. Es werden vielmehr immer 2, 3, 4, 5 und mehr Tage an eine abgelaufene Krankheit angehängt und zur Genehmigung von uns verlangt. Diese Mehrausgaben sind nun nach unserer vorerwähnten Überlegung leicht auszurechnen: 2 Tage zu viel verlangtes Krankengeld kosten 44 000 DM, 3 Tage zu viel verlangtes Krankengeld kosten 66 000 DM, 4 Tage zu viel verlangtes Krankengeld kosten 88 000 DM, und so fort — — —

Nach dieser ganz einfachen und klaren Übersicht müßten Sie wohl alle einsehen können, daß es dringend notwendig ist, nach Ablauf oder Beendigung einer Erkrankung sofort wieder die Arbeit aufzunehmen.

Ich hoffe nun, daß Sie in Kenntnis dieses Sachverhaltes mir Recht geben, wenn ich meine Beurteilungen ganz korrekt und genau abgebe. Ich tue das in Ausübung meiner mir gestellten Aufgaben und Vorschriften nur in Ihrer aller Interesse. — — Der Versicherte wird uns von Ihrer Krankenkasse vorgestellt mit der ganz präzisen Fragestellung:

Besteht im vorliegenden Krankheitsfall noch Arbeitsunfähigkeit oder nicht?

Im bejahenden Fall: Wie lange wird voraussichtlich noch Arbeitsunfähigkeit bestehen?

Wird uns nun ein Versicherter am Wochenende, sagen wir am Freitag, vorgestellt, und wir stellen fest, daß die Erkrankung ausgeheilt ist, dann sind wir verpflichtet, zu urteilen: Der Versicherte ist arbeitsfähig — d. h., er müßte am Samstag seine Arbeit wieder aufnehmen! O je! Was bekommen wir dann von dem Betreffenden zu hören:

„Am Samstag anfangen? Das kommt ja gar nicht in Frage!“ — „Wir fangen erst am Montag oder Dienstag wieder an!“ — Oft bekommen wir noch viel nettere Freundlichkeiten zu hören, je nach Temperament des einzelnen Untersuchten!

Ja, meine lieben Versicherten! — So geht das nicht! Hier sind nämlich die 2 Tage zu viel des „Krankfeierns“, um für diesen Zustand einmal diesen gar

nicht schönen Ausdruck zu gebrauchen! Hier an dieser Stelle finden wir die 44 000, 66 000 und 88 000 DM wieder, die allein am Krankengeld eingespart werden könnten! Nun kommt aber dasselbe noch viel schlimmer! Was ich von dem vorletzten Tag der Woche sagte, erleben wir am Donnerstag, am Mittwoch, ja, sogar am Dienstag und Montag in gleicher Weise! Es gibt nicht wenig Versicherte, die am Montag von uns verlangen, wohlgemerkt — verlangen: In dieser Woche fangen wir nicht mehr an, erst nächsten Montag, obwohl bei der Untersuchung keinerlei wesentliche krankhafte Veränderungen mehr nachzuweisen sind. Diese Versicherten verlangen also glatt ganze 6 Tage Krankengeld zu viel, abgesehen davon, daß sie an ihrem Arbeitsplatz gebraucht werden.

Wenn Sie, meine lieben Belegschaftsmitglieder der BSI, diese Erfahrungen aus der täglichen Praxis von uns hören, dann dürften die meisten von Ihnen, die Jahre und Jahrzehnte am Arbeitsplatz stehen und brav und bieder ihre Pflicht tun, mit Recht empört sein. Das wiederum heißt: Sie werden uns Vertrauensärzte hoffentlich voll und ganz unterstützen.

Noch ein sehr ernst gemeintes Wort an dieser Stelle:

Es gibt gar keinen Grund, daß immer wieder auf den Vertrauensarzt geschimpft wird. Wir sind weiß Gott keine Unmenschen! Auch keine KV-Schreiber, wie leider so oft geäußert wird! Folgende Übersicht aus unserem Tätigkeitsbericht im abgelaufenen Jahr möge Ihnen das beweisen:

Übersicht über die Inanspruchnahme des VdD 1955

Gesamtzahl der Vorgela-	
denen	1779
Davon erschienen	1169 = 65,71 %
Nicht erschienen	610 = 34,29 %
Von den Erschienenen waren:	
sofort arbeitsfähig	26 = 2,22 %
in 1—2 Tagen	131 = 11,21 %
in 3—4 Tagen	205 = 17,54 %
weiter arbeitsunfähig	795 = 68,00 %
Krankenhausbeobachtung	12 = 1,03 %

In diesem Zusammenhang möchte ich darauf hinweisen, daß wir ehrlich und ernstlich bemüht sind, unsere Begutachtungen mit allen zur Verfügung stehenden labor-technischen Untersuchungen gut zu untermauern, um zu einem gerechten Urteil zu kommen. Ich habe im Laufe meiner hiesi-

gen Tätigkeit die Labortechnik erheblich erweitern können. Außer den routinemäßigen Untersuchungen (Urinuntersuchungen, Blutsenkungen und Blutbildern) sind wir in der glücklichen Lage, komplizierte klinische Untersuchungen durchzuführen. Ich erwähne nur die elektrischen Herzaufnahmen, die Magensaftuntersuchungen durch Ausheberung, Untersuchungen der Ausscheidungen auf Tuberkulose im gefärbten Präparat, Untersuchungen auf Geschlechtskrankheiten durch Ausstrichpräparate, und nicht zuletzt die so zeitraubenden und schwierigen Leberteste bei allen Erkrankungen der Leber.

Darüber hinaus werden Sie mir zugeben müssen, daß ich einen jeden einzelnen von Ihnen als Mensch behandle. Hierauf lege ich persönlich allergrößten Wert, erwarte dann aber auch, daß Sie sich mir gegenüber genau so anständig verhalten! Soviel zu Punkt 3, über die Leistungen Ihrer Krankenkasse, die Arbeitsunfähigkeit, das Krankengeld und die damit verbundenen Aufgaben des Vertrauensärztlichen Dienstes.

Zu Punkt 4: Kurverschiebungen
Die Kurverschiebungen werden als eine gesundheitsfürsorgereische Maßnahme durchgeführt, um Ihre Arbeitsfähigkeit zu erhalten und vorzeitige Invalidität zu verhindern.

Jede Kur kostet viel Geld, und jeder, der verschickt wird, sollte sehr dankbar dafür sein. Welche Mühe gebe ich mir oft im einzelnen Falle, um eine Kurverschiebung durch Ihre Krankenkasse oder mit Zuschuß Ihres Betriebes durchzusetzen, wenn ich die Kur als notwendig erachte. Sie müssen sich aber darüber im klaren sein, daß es nicht zu den gesetzlichen Aufgaben Ihrer Kasse gehört, die Kurverschiebungen zu finanzieren. Es handelt sich hierbei um eine ganz freiwillige Leistung Ihrer Kasse. Ich möchte als Ihr ärztlicher Berater nicht erleben, daß gerade die so wichtigen Kurverschiebungen vom Finanzierungsplan Ihrer Kasse abgesetzt werden müssen, weil einfach kein Geld mehr in Ihrer Kasse vorhanden ist, wenn sich die negative Bilanz in Ihrem Krankenkassenhaushalt nicht schlagartig in diesem Jahr bessert.

Zu Punkt 7: Wochenhilfe
Die Wochenhilfe ist gesetzlich genau geregelt:

6 Wochen vor der Entbindung tritt die Zahlung von Wochengeld ein, und nach der Geburt des Kindes ist gesetzlich für die

folgenden 6 Wochen Wochengeld zu bezahlen. So das Gesetz!

Was erleben wir in der Praxis?

Wie oft wird der letzte Menstruationstermin in bewußter Täuschung vorverlegt, um früher, als gesetzlich erlaubt, in den Genuß einer verlängerten Wochengeldzahlung zu gelangen. Wie oft werden normale Schwangerschaftsbeschwerden als Grund für Arbeitsunfähigkeit ausgenutzt? Eine Schwangerschaft ist nun einmal keine Erkrankung im Sinne der RVO — es sei denn, daß sich klinisch krankhafte Störungen der Schwangerschaft nachweisen lassen. Wie oft erheben die jungen Mütter nach Ablauf der Zeit des Stillgeldes Anspruch auf Krankengeld, indem sie sich krank schreiben lassen, ohne daß überhaupt eine Erkrankung vorliegt. Die Mütter müssen stillen und den Säugling pflegen. Das ist jedoch keine Erkrankung, für die die Allgemeinheit zu zahlen hat. Die praktische Erfahrung lehrt uns, daß bei Schwangerschaft und Geburt die meisten Krankenkassengelder unberechtigt in Anspruch genommen werden. Menschlich ist das sehr verständlich, doch müssen wir uns nun einmal an die gesetzlichen Vorschriften halten und dürfen das Gesetz nicht übertreten.

An dieser Stelle noch ein Wort zu den nicht unbeträchtlichen Unkosten, die durch die Schwangerschaftsleibbinden verursacht werden.

Grundsätzlich ist bei normalen Bauchdecken eine Schwangerschaftsleibbinde kein Heil-, sondern nur ein Hilfsmittel. Das heißt für Ihre Krankenkasse, daß diese Ausgaben nicht übernommen zu werden brauchen. Demgegenüber stelle ich fest, daß Ihre Krankenkasse diese Schwangerschaftsleibbinden ohne Überlegung bezahlt, obwohl sie hierzu nicht verpflichtet ist. Wir selber sind als Vertrauensärzte darüber hinaus den werktätigen Frauen ebenfalls entgegenkommend und gewähren in jedem Fall einer berufstätigen werdenden Mutter eine Schwangerschaftsleibbinde, auch wenn uns in dieser Hinsicht die Hände gesetzlich gebunden sind. Wir tun das und verantworten es auch aus ganz menschlichen Gründen. Anders müssen wir aber handeln bei den nicht erwerbstätigen Frauen.

Damit haben wir nun die einzelnen Punkte der Leistungen Ihrer Krankenkasse besprochen.

Ich hoffe, Ihnen den richtigen Weg gezeigt zu haben, wie wir die Unterbilanz

in Ihrer Kasse in Zukunft vermeiden können. Ich habe mich bemüht, so kurz und klar wie nur eben möglich Ihnen die Tatsachen vor Augen zu führen. Es wäre noch so manches zu diesem Thema zu sagen, doch würden Einzelheiten zu weit führen. Zum Schluß sei mir noch ein kurzes Wort gestattet:

Die Tätigkeit des Vertrauensärztlichen Dienstes erstreckt sich nicht nur darauf, die Versicherten auf Arbeitsfähigkeit beziehungsweise -unfähigkeit zu überprüfen oder Heilmittel auf ihre Zweckmäßigkeit hin zu beurteilen. Nein! Es gibt für uns eine viel dankbarere und ärztlich gesehen viel schönere Aufgabe. Das ist die Aufgabe, mit unserem guten Rüstzeug die richtigen Diagnosen zu stellen, d. h. die Krankheiten richtig zu erkennen. Denn nur so kann dem wirklichen Kranken auch die richtige Hilfe zuteil werden. Ich setze mich immer mit meiner ganzen Person ein, wenn es gilt, dem Kranken alles zugute kommen zu lassen, was er zur Gesundung braucht, auch wenn es einmal weit über den Rahmen des Normalen in der Höhe der Mittel hinausgeht. Helfen ist meine höchste Aufgabe.

Hier möchte ich noch kurz erwähnen, daß wir in Kürze eine neue Vertrauensärztliche Dienststelle ganz in Ihrer Nähe beziehen. Die Räume sind so bemessen, daß jeder Versicherte menschenwürdig empfangen und abgefertigt werden kann. Die Folgen der Zerstörung durch den Krieg werden so auch bei uns endlich überwunden werden. Es können dann keine Klauen mehr wegen nicht ausreichender Räumlichkeiten und der damit verbundenen Überfüllung laut werden. Unsere Arbeit wird sich reibungsloser und zeitlich rascher abwickeln lassen.

Ich schließe meine Ausführungen mit der Mahnung an jeden einzelnen von Ihnen: Helfen Sie bei unserer verantwortungsvollen Arbeit zu Ihrem eigenen Nutzen, damit dem wirklichen Kranken die bestmögliche ärztliche Behandlung zuteil werden kann. Helfen Sie selber mit, daß die so schlechte Bilanz des letzten Jahres bald wieder aufsteigende Tendenz bekommt. Es müssen für Ernstfälle immer Rücklagen bei der Krankenkasse bereitliegen. Ich denke an Katastrophen oder Seuchen!

Wenn diese meine Worte bei Ihnen ein offenes Ohr gefunden haben, dann freue ich mich, und wir kommen in das richtige vertrauensvolle Verhältnis und zu einer echt menschlichen Zusammenarbeit.

Sie fragen — wir antworten

K. P., Papenberg: Was ist ein Konkordat?

Antwort: Ein Konkordat ist eine Vereinbarung zwischen Staat und Kirche zur Regelung der beiderseitigen Interessen nach Art eines mit dem päpstlichen Stuhl geschlossenen völkerrechtlichen Vertrages. Das Reichskonkordat vom 20. Juli 1933, in dem neben Bestimmungen über staatliche finanzielle Zuschüsse, kirchliche Trauung u. a. auch die Beibehaltung und Neueinrichtung von katholischen Bekenntnisschulen garantiert wird, ist von der Bundesregierung als noch gültig anerkannt worden. Seine Gültigkeit wird jedoch im Hinblick auf die Bekenntnisschule und konfessionelle Lehrerbildung von einigen Ländern (Niedersachsen) bestritten.

D. T., Stachelhausen: Seit wann gibt es Kugelschreiber?

Antwort: Kugelschreiber kamen erst 1946 auf den Markt, obwohl das älteste deutsche Kugelschreiberpatent (DRP 239 050) bereits 1910 an Michel Baum in München erteilt wurde. Amerikanische Kugelschreiberpatente gehen bis 1888 zurück.

A. R., Stachelhausen: Was besagt der Morgenthau-Plan?

Antwort: Der Morgenthau-Plan ist ein im Sommer 1943 vom USA-Finanzminister Henry Morgenthau vorgelegter Plan für die Behandlung Deutschlands nach dem gewonnenen Krieg: unter anderem Vernichtung der gesamten Schwerindustrie, Schließung der Bergwerke im Ruhrgebiet, drastische Einschränkung der Leichtindustrie, also Umwandlung Deutschlands in einen Agrarstaat mit leichten Zubringerindustrien, Aufteilung Deutschlands in zwei autonome, unabhängige Staaten (Nord- und Südstaat), weitgehende Demontage, Zwangsarbeit von Deutschen außerhalb Deutschlands. Trotz schwerer Bedenken von Außenminister Hull und Kriegsminister Stimson stimmte Roosevelt im August 1943, Churchill am 15. August 1944, Stalin am 11. 2. 1945 den Zielen des Morgenthau-Planes zu. Die amerikanischen Richtlinien über die grundlegenden Ziele der Militärregierung in Deutschland vom April 1945 und ebenso die Beschlüsse der Potsdamer Konferenz enthielten wesent-

liche Bestandteile dieses Planes. Sie wurden erst im Laufe der letzten Jahre nach und nach aufgegeben.

R. G., Verwaltungsgebäude: Was versteht man unter Verbundwirtschaft?

Antwort: Unter Verbundwirtschaft versteht man eine moderne Wirtschaftsform, bei der Energie und Rohstoffe der verschiedenen Erzeugungsstätten und Fabriken ausgeglichen werden. Große Bedeutung hat die Verbundwirtschaft bei der kohleverarbeitenden und eisenschaffenden Grundstoffindustrie, bei der Elektrizitätsversorgung und beim Absatz von Ferngas erlangt. Sie ermöglicht einen überregionalen Beschäftigungsausgleich der Erzeugerbetriebe, die vollständige Ausnutzung der vorhandenen Kapazitäten und die Verminderung des festen Kostenanteils je erzeugte Einheit. In neuerer Zeit hat die Verbundwirtschaft auch in die Großchemie Eingang gefunden. So werden zum Beispiel im Ruhrgebiet Abgase der Hydrierwerke sowie Kokereigas in großen Rohrleitungen nach Hüls geleitet und in den „Chemische Werke Hüls“ als Rohstoff verwertet, während der in Hüls anfallende Wasserstoff zu den Hydrierwerken zurückgeleitet wird. Bei der Gaswirtschaft wird das in den Kokereien anfallende Gas in Ferngasleitungen dem Verbraucher zugeführt. Die Bedeutung des Ferngases nimmt immer mehr zu. 1928 betrug die Länge des Ruhrgasleitungsnetzes 298 km mit einer Gasabgabe von 130 Mill. cbm, 1953 waren es 2178 km mit 3858 Mill. cbm. Zwischen den beiden Verbundsystemen Elektrizität und Ferngas hat sich eine enge Zusammenarbeit herausgebildet, die sich auf eine gleichmäßige Preisgestaltung auswirkt. — Neben den verschiedenen Verbundnetzen innerhalb der Bundesrepublik besteht bereits zwischen den europäischen Staaten ein Strom-Verband, so daß elektrischer Strom, der z. B. in Österreich erzeugt wird, in Holland verbraucht werden kann. Da der Energieverbrauch ständig steigt, wird der Ausbau der europäischen Wasserkräfte vor allem in Norwegen und Österreich gefördert. Für die Zukunft ist mit einem weitreichenden Europeanetz zu rechnen.



Der LEHRLINGE

Weihnachts- und Jahresabschlußfeier



X. Teil 2

Die Aktien-Gesellschaft (A.G.)

Wir hatten im letzten „Schmelztiegel“ mit der Betrachtung der Aktien-Gesellschaft (A.G.) begonnen, der wichtigsten und umstrittensten Unternehmungsform im deutschen Recht.

Um noch einmal kurz zusammenzufassen: Die **A.G.** ist eine Gesellschaft mit eigener Rechtspersönlichkeit, deren Gesellschafter mit Einlagen auf das in Aktien zerlegte Grundkapital beteiligt sind, ohne persönlich für die Verbindlichkeiten der Gesellschaft zu haften.

Die **Aktie** ist ein ganz bestimmter Bruchteil des Grundkapitals, sie gibt ihrem Inhaber ein Mitgliedsrecht an der A.G. und ist, da in ihr gewisse Rechte ein für alle Mal festgelegt sind, eine Urkunde.

III. Die „Verfassung“ der A.G.

Es ist für jeden einleuchtend, daß keine Institution unseres Rechts, unseres Staates oder der Wirtschaft als Einrichtung selbst, als „Bundesrepublik Deutschland“ etwa oder als „Industrie- und Handelskammer Remscheid“ oder als „Aktien-Gesellschaft“ tätig werden kann, sondern tätig werden immer nur die gewählten bzw. bestellten Organe dieser Institutionen. So handeln etwa im Namen der Bundesrepublik: der Bundespräsident und die Bundesregierung; im Namen der Industrie- und Handelskammern: deren Präsidenten bzw. Geschäftsführer; im Namen der Aktien-Gesellschaft: der Aufsichtsrat bzw. Vorstand usw.

Die **Verfassung** der A.G. sieht nun 3 Organe vor, durch welche sie ihre Rechte ausüben kann: die Hauptversammlung, den Aufsichtsrat und den Vorstand. Die Hauptversammlung ist als oberstes Organ anzusehen; sie ist, wie wir schon wissen, eine Zusammenkunft der Aktionäre, in der diese ihre Rechte bzw. Pflichten ausüben. Bis 1937 waren Vorstand und Aufsichtsrat den Beschlüssen der Hauptversammlung strikt unterworfen. Diese Allmacht wurde sowohl von der Rechtswissenschaft als

auch von den Praktikern mit dem Hinweis darauf bestritten, daß in der Praxis die wichtigsten Entscheidungen vom Aufsichtsrat gefällt würden und die Hauptversammlung nur eine formale Angelegenheit sei. Über die Hauptversammlung machte folgender Spruch die Runde: „Die Hauptversammlung ist eine gut gespielte aber schlecht besuchte Komödie.“ Damit wurde angespielt auf das, was sich hinter den Kulissen tat, nämlich auf die Tatsache, daß diejenigen, die die meisten Aktien besaßen, die A.G. praktisch völlig beherrschten.

Bei Einführung des neuen Aktien-Gesetzes im Jahre 1937 trat — als Konsequenz der damaligen politischen Linie — das sogenannte Führerprinzip stärker in den Vordergrund. Man beschnitt der Hauptversammlung gewaltig die Flügel, indem man dem Vorstand das Recht der selbständigen und alleinverantwortlichen Entscheidung über die Verwaltung übertrug, in welche die Hauptversammlung nicht mehr einzugreifen hatte. Der Vorstand war nun also nicht mehr an Weisungen der Hauptversammlung gebunden. Dieser Tatbestand ist allerdings nicht so aufzufassen, daß der Vorstand eine Vormachtstellung hätte und über die Köpfe der Aktionäre hinweg die gesamte Generallinie der Geschäftspolitik bestimmen könnte. Vielmehr hat die Hauptversammlung den Aufsichtsrat zu wählen, der seinerseits den Vorstand bestellt. Beide können jederzeit bei **groben** Verfehlungen von der Hauptversammlung abberufen werden, nicht aber bei jeder kleinen Unstimmigkeit in den Auffassungen. Es ist also erreicht worden, daß der Geschäftsablauf ruhiger und stetiger wurde und die Hauptversammlung nicht mehr ständig in alle Kleinigkeiten „hineinzureden“ hat.

1. Der Vorstand

Der Vorstand der A.G. ist Vertreter der Gesellschaft nach außen und Leiter der Geschäfte im Inneren. Er kann aus einer oder mehreren Personen bestehen. Es darf aber niemals ein Mitglied des Aufsichtsrates zugleich im Vorstand sein. Der Vorstand wird auf 5 Jahre bestellt; nach Ablauf der Frist ist Wiederbestellung zu-

lässig. Die A.G. schließt durch ihren Aufsichtsrat mit dem Vorstand einen Anstellungsvertrag ab und ist verpflichtet, den Vorstandsmitgliedern Gehalt zu zahlen. Obwohl aber dieses „Angestelltenverhältnis“ besteht, gelten die Vorstandsmitglieder und die leitenden Angestellten nicht als Arbeitnehmer. Das ist besonders festgelegt im Betriebs-Verfassungsgesetz, welches die Mitbestimmung der Arbeitnehmer regelt.

Der Vorstand vertritt die A.G. in allen Angelegenheiten und diese seine Vertretungsmacht ist nach außen völlig unbeschränkbar. Es können jeweils 2 Vorstandsmitglieder die A.G. gemeinsam vertreten, oder ein Vorstandsmitglied gemeinsam mit einem Prokuristen, oder, falls die A.G. nur ein Vorstandsmitglied hat, eben dieses. Für unerlaubte Handlungen eines Vorstandsmitgliedes, die in Ausübung des Dienstes begangen werden, beispielsweise für von ihm verschuldete Verkehrsunfälle oder dgl., haftet nach außen die A.G. (was eine Bestrafung des Vorstandsmitgliedes selbst nicht ausschließt).

2. Der Aufsichtsrat

Der Aufsichtsrat wird auf 4 Jahre von der Hauptversammlung gewählt. Durch das Betriebs-Verfassungsgesetz wurde bestimmt, daß in Betrieben der Montan-Industrie die Arbeitnehmer durch den Arbeitsdirektor auch im **Vorstand** vertreten sind. In den **Aufsichtsräten** muß jedes 3. Mitglied aus den Reihen der Arbeitnehmer kommen. Kommen nur ein oder zwei Arbeitnehmervertreter für den Aufsichtsrat einer A.G. in Frage, so müssen sie aus dem Betrieb stammen. Ziehen mehr als zwei Arbeitnehmervertreter in den Aufsichtsrat ein, so können die übrigen von den Gewerkschaften nominiert werden und damit also von außen kommen.

Der Aufsichtsrat hat folgende Funktionen:

- a) Bestellung und Abberufung des Vorstandes,
- b) Überwachung der Geschäftsführung des Vorstandes,
- c) Evtl. Einberufung der Hauptversammlung,

- d) Prüfung des Jahresabschlusses,
- e) Vertretung der A.G. in besonderen Fällen.

Neben diesen Aufgaben steht als besonders wichtiger Punkt die **Beratung** des Vorstandes durch den Aufsichtsrat. In großen Gesellschaften, wie wir sie alle gerade hier im Industriegebiet kennen, tauchen täglich die kompliziertesten Probleme auf, von welchen wir als Außenstehende gewöhnlich nicht die leiseste Ahnung haben. Da sind schwierige Fragen der Finanzierung von Neubauten, von Fabrikgründungen im Ausland, Fragen der Beschaffung von Arbeitskräften, der Preispolitik usw., die oft in aller Kürze entschieden werden müssen. Jeder von uns kennt derartige Sorgen in seinem Privatleben, wenn auch in kleinerem Rahmen, und manchmal tut dann ein Rat oder Fingerzeig eines Freundes oder Bekannten gut. So ist es ganz selbstverständlich, daß bedeutende Aktiengesellschaften sich den Rat und Beistand erfahrener Männer aus der Praxis und Wissenschaft, welche über einen großen Ruf verfügen, dadurch sichern, daß die Aktionäre sie in ihren Aufsichtsrat wählen. Der aufmerksame Leser des Wirtschaftsteils der großen Zeitungen wird darum auch häufig die Namen bedeutender Männer im Aufsichtsrat **mehrerer** Gesellschaften finden. Das Gesetz läßt es zu, daß man bis zu 10 Aufsichtsräten als Mitglied angehören kann.

Auf das 3. leitende Organ der A.G., die Hauptversammlung, werden wir im Februar-Heft eingehen.

Joachim Kadow, Planungsstelle

Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ganz gleich ob allgemeiner, wirtschaftlicher, kultureller, arbeitsrechtlicher, sozialpolitischer Art oder aus anderen Gebieten, dann wenden Sie sich vertrauensvoll an die Werkzeitung. Alle Fragen werden gewissenhaft und ausführlich direkt oder durch Fachleute beantwortet.

... und das
meint
Struppi

Liebe Freunde
in Betrieben
und Büros!

Das neue Jahr hat zwar bereits zwei Dutzend Tage verloren, aber trotzdem muß ich auf die Jahresschlußwoche zurückkommen, die uns Überraschungen gebracht hat, an denen „alles dran war“. Geschäftsleitung, Sozialamt und Betriebsrat können ein Lied davon singen. Das war kein schönes Neujährchen. Inzwischen hat sich längst herumgesprochen, was geschehen ist, und ich brauche die einzelnen Fälle nicht aufzuzählen. Einige hat es hart getroffen; sie mußten uns verlassen (es gibt überall Arbeit, ist ein dummes Schlagwort, und darum geht es auch gar nicht!); andere sind gerade noch mit einem blauen Auge (wörtlich und sinnbildlich) davongekommen.

Somit wäre dieses wenig rühmliche Kapitel zwischen Weihnachten und Neujahr rein äußerlich abgeschlossen, wenn nicht etwas übrigbliebe, das immer wieder Anlaß zu Kummer und Sorgen geben kann: der Teufel Alkohol. Ich bin sicher kein Blaukreuzler und weiß einen guten Tropfen zu schätzen, aber ich glaube, doch darauf hinweisen zu müssen, welchen Gefahren wir uns aussetzen, wenn wir allzu leichtsinnig mit diesem Teufel paktieren und nicht Zeit und Ort einzuhalten wissen, an denen wir es uns „gemütlich“ machen. Wieviel Unheil er schon angerichtet hat, wo immer er auftritt, das weiß jeder von uns selbst.

Obwohl es verboten ist, aus vielerlei und guten Gründen, innerhalb des Werkes Alkohol zu trinken, ist es erstaunlich, mit welcher Raffinesse vor den hohen Festen die „platten Kaals“ eingeschmuggelt werden und mit welcher Geschicklichkeit dann aus lauter Festtagsfreude da und dort „einer gehoben“ wird. Mancher aber zieht es vor, sich draußen einen anzutrinken, dann „stolz wie ein Spanier“ durch den Portier zu gehen, und die Vorgesetzten haben den Ärger, wenn nicht inzwischen eine andere Panne passiert ist. Gewiß ist es immer nur der eine oder andere, der aus der Rolle fällt; aber das Schlimmste ist, daß es dann heißt: wißt

ihr schon? In Papenberg! Da ist wieder was los gewesen! — Oder: habt ihr schon gehört? In dem und dem Büro! Das ist ein tolles Ding! — Oder: in Stachelhausen! Da haben sie sich was geleistet! —

Davon kann natürlich in keinem Fall die Rede sein; denn einer oder zwei, die sich solche Sondertouren leisten, sind weder Papenberg, noch Stachelhausen, noch ein ganzes Büro oder eine ganze Abteilung. Aber der „Volksmund“ macht bekanntlich in solchen Fällen keine Unterschiede.

Denken wir zum Beispiel nur an die Drei, die in der Nacht zum Heiligenabend plötzlich Rennfahrerblut in ihren Adern wallen spürten, dann mit dem Elektrokarren herumkariolten und dabei die Umzäunung des Röntgenversuches durchbrachen. Gottseidank ist nichts Ernstliches geschehen, weil sie sich zum Glück nicht lange in der Nähe des Kobalt-Isotops aufgehalten haben. Aber die Tatsache allein, daß sie ganz in seiner Nähe waren, zudem nach der Nachtschicht sich nicht mehr im Werk, sondern auf Urlaub befanden, hat den verantwortlichen Männern über die Feiertage reichlich Sorge bereitet; denn es ging ja um Menschen, die vielleicht Schaden an ihrer Gesundheit genommen haben konnten.

Böse hätten auch die Drei hereinfallen können, die einen bestimmten Auftrag auszuführen hatten und diesen mit Alkohol würzten. Zu ihrem Glück ist alles gut gegangen. Den Kummer aber, den sie den leitenden Stellen gemacht haben, hätte ich nicht haben mögen.

So ging es in der Jahresschlußwoche fast am laufenden Band: eine Hiobsbotschaft nach der anderen.

Auf diese Weise werden neben allem, was der Teufel Alkohol heraufbeschwört, auch wir alle in Verruf gebracht, denn wir leben ja nicht auf einer Insel, und die Arbeitskameraden des Ledigenheims Loborn wissen am besten, was ihnen die „Schläger“ am Heiligenabend in ihrer Umgebung eingebracht haben. Schließlich aber haben wir mit unserem eigenen persönlichen guten Ruf auch den unseres Werkes zu verlieren, und ich glaube, im Sinne aller Arbeitskameraden zu sprechen, wenn ich sage, daß wir, als Gemeinschaft, unseren guten Ruf nicht verlieren wollen.

Sicher wird, um diesen zu schützen, kurzer Prozeß gemacht, aber der kann ja erst gemacht werden, wenn das Unheil be-

reits geschehen ist, wenn der Ärger bereits da ist.

Wenn wir auch noch daran denken, welches Leid die Angehörigen, Frau und Kinder, anschließend zu ertragen haben, dann erkennen wir wohl vollends, daß jedem einzelnen von uns auch in dieser Beziehung eine kleine Aufgabe zufällt, nämlich die, unsere Arbeitskameraden vor solchen Extratouren zu bewahren, wo immer wir die Möglichkeit dazu haben. Es ist nicht richtig und auch unfair, wenn diejenigen, die ja meistens als etwas leichtsinnig oder oberflächlich bekannt sind, noch aufgestachelt werden, um einen besonderen Spaß zu haben.

Dies sind nicht nur meine eigenen Gedanken und Überlegungen, sondern auch die Gedanken der meisten von uns, vor allem der alten und älteren Arbeitskameraden. „Struppi“, haben sie gesagt, „du mußt etwas darüber schreiben, was da alles geschehen ist. Der eine oder andere wird doch darüber nachdenken. Wenn nämlich so ein Ding gedreht wird, dann verlangen sie dann noch, daß möglichst beide Augen zugeedrückt werden. Wir müssen auch auf uns aufpassen, daß nichts passiert, und anständig bleiben!“

Damit haben sie natürlich recht, und ich habe darüber geschrieben, damit sich ein jeder seinen Vers darauf machen kann; denn schließlich und endlich haben unsere verantwortlichen Männer andere Sorgen, als Streitigkeiten und Raufereien zu schlichten und sich als Heimleiter zu betätigen.

Vor allem aber liegt mir daran festzustellen, daß es niemals die BSI ist, niemals ihre Belegschaft, niemals die ganzen Büros, nicht das Ledigenheim Loborn und nicht Rosenhügel, wenn so unangenehme Sachen vorkommen — wir sollten auch vermeiden, in dieser Weise zu verallgemeinern — sondern immer nur einer, zwei oder drei, die sich nicht beherrschen können und dann einen ärgerlichen Zwischenfall vom Zaune brechen, weil sie sich vor dem Teufel Alkohol nicht in acht genommen haben.

Das mußte mal gesagt werden, denn der Jahresschluß hat uns doch einen kleinen Schock versetzt, der noch nicht ganz überwunden ist.

In diesem Sinne grüßt Euch alle recht herzlich

Euer *Struppi*

Die weißen Streifen

Ofter wird dem Fahrpersonal unserer Werksbahn von Angehörigen aller Betriebsabteilungen die Frage gestellt, was „die weißen Streifen“ an Gebäuden und Mauervorsprüngen innerhalb unseres Werksgeländes bedeuten? Es handelt sich dabei um die Gebäudekanten, die ziemlich nahe an den Gleisanlagen stehen. Man ersieht aus dieser Frage, daß diese einfachen mit weißer Farbe in 30 cm Breite gezogenen Streifen die Aufmerksamkeit vieler auf sich ziehen.

Was bedeuten diese Streifen?

Sie sagen dem Eisenbahnpersonal, daß an diesen Stellen eine Einschränkung des Gleisabstandes vorgenommen wurde, und daß hier mit ganz besonderer Vorsicht gefahren werden muß. Diese erhöhte Aufmerksamkeit hat in erster Linie den Menschen zu gelten, die sich vielleicht in der Nähe befinden. Daneben muß natürlich auch auf etwa zu breit geladene Fahrzeuge geachtet werden, um etwaige Schäden zu vermeiden.

Nun könnte folgende Frage gestellt werden:

Wie entstanden diese engen Stellen?

Dazu ist zu sagen:

Genau wie jedes Transportgerät den heutigen Anforderungen entsprechend ausgebaut ist, zum Beispiel die Schiebekarre zum Elektrokarren, so verfügt die Eisenbahn, die vor 40 Jahren fast nur bis zu 15 t große Güterwagen hatte, heute über solche von 25,40 und bis zu 100 t. Die Maße von vor 40 Jahren sind also erheblich überschritten. Früher, als alles noch von Hand entladen wurde, mußte man aber auch so dicht wie nur möglich an die vorgeschriebene Profolfreiheit heranbauen, um die Entladung der Wagen leichter durchführen zu können. Dies sind die Gründe für die Entstehung der weißen Streifen.

Zu beobachten ist, daß diese Streifen wie ein Magnet auf die vielen Gleisgänger wirken; denn ausgerechnet wenn die Eisenbahn sich nähert, versuchen sie immer an diesen Stellen und Seiten die Gleise zu überqueren.

Wir hoffen nun, daß diese Streifen auch die ihrer Bedeutung entsprechende Beachtung finden und sehen in der Beantwortung der gestellten Frage einen Beitrag zur Unfallverhütung. Eisenbahnbetrieb

Mittelbild: Probenahme aus einem Hochfrequenz-Induktionsofen





Der bergische Raum

Geschichtlicher

Rückblick

Deutsches Amerika

Die Bedeutung der Schlacht bei Worringen für das Bergische Land ist nicht allein darin zu suchen, daß als unmittelbare Folge Graf Adolf V. schon fünf Wochen später, am 14. August 1288, das Dorf an der Mündung der Düssel zur Stadt erhob. Endlich besaß das Bergische Land ein Ausfallstor zu den großen Handels- und Wasserstraßen. Die günstige Lage verschaffte Düsseldorf bald einen weiten Vorsprung gegenüber den älteren Städten und die Landesherren erhoben später die neue Stadt zur Landeshauptstadt und zu ihrer Residenz. Worringen war ein Markstein und Wendepunkt in der bergischen Geschichte.

Schon die Zeitgenossen erkannten die Tragweite des Sieges und daß sich die Kräfte- und Spannungsverhältnisse verlagert hatten. Das beweist die Vielzahl der Quellen, die davon berichten. Die bedeutendste ist die Reimchronik des Jan van Heelu, eines Augenzeugen der Schlacht. Sogar Ottokar von Horneck schrieb eine Österreichische Reimchronik über diesen denkwürdigen Tag.

Interessant ist die Deutung des Schlachtrufes der bergischen Bauern „Berge roemerijk“ nach Lacomblet. Er stützt sich dabei auf die Fassung des Jan van Heelu. Bei diesem steht Berge nicht in der Mehrzahl sondern in der Einzahl. Da sich die bergischen Landesherren Grafen „von Berge“ nannten, ist also der Sinn nicht „ruhmreiche Berge“, wie oft angenommen wird, sondern „ruhmreiches Berg“, das Volk, das Land.

Ebenso wichtig wie die machtpolitische Verschiebung, die in dem Ringen um geistliche und weltliche Herrschaft eintrat, ist es ein psychologisches Moment, das sich hier offenbart, nämlich die unbändige Freiheitsliebe des bergischen Menschen, der wir noch oft im Laufe der folgenden Jahrhunderte begegnen werden. Wilhelm Schäfer („Dreizehn Bücher der deutschen Seele“ und „der Niederrhein und das bergische Land“) hat einmal „das bergische Land den freiesten Boden Deutschlands“

UND SEINE MENSCHEN

von Georg Keller, AV Stachelhausen

genannt, ein Stück Schweiz, ja mehr noch, „ein deutsches Amerika“.

Diese Freiheitsliebe ist im Sinne der Schweizer Bauern zu verstehen als Unabhängigkeitsgefühl gegenüber allen Eingriffen von Staat und Behörden. Die geschichtliche Parallele zur Schweiz wurde offenkundig, als die bergischen Bauern bei Worringen mit ihren Äxten und Keulen ihre Freiheit verteidigten und die stolze Streitmacht des Erzbischofs vernichtend schlugen; ebenso haben wenig später 1315 in der Schlacht bei Morgarten die Schweizer mit ihren Knütteln und Morgensternen das österreichische Ritterheer geschlagen.

Ehe wir uns nun dem ausgehenden Mittelalter und der Neuzeit zuwenden und besonders die Entwicklung im Remscheider Raum verfolgen, soll noch kurz jenes Mannes gedacht werden, dem wir das lebendigste und ausführlichste Bild jener Zeit verdanken und dessen Name ruhmvoll mit der Geschichte des Klosters Heisterbach verbunden ist.

Vater der Rheinromantik

Das Kloster Heisterbach, heute nur noch eine efeumrankte Ruine in der Nähe des Stromberges, gehörte zum Herrschaftsbereich der Grafen von Berg. In seiner mehr als siebenhundertjährigen Geschichte ist es ein lebendiger Spiegel der bewegten Zeitläufte und Geschichte am Rhein. Die Mönche, die es bewohnten, lebten wie in Altenberg oder Himmerod nach der Regel der Zisterzienser. Ihre Pflege der Wissenschaft und vor allem der Bodenkultur wirkte sich segensreich in der damaligen Zeit aus. Als am Anfang des vorigen Jahrhunderts die Franzosen am Rhein hausten, zerstörten sie diese Stätte der Kultur bis auf den Grund. Einer der größten Ordensmänner in seinen Mauern war Cäsarius von Heisterbach. Wahrscheinlich um 1176 in Köln geboren, besuchte er dort die berühmte Stiftsschule zu St. Andreas. Die Wirrsale jener Zeit mögen ihn dazu bewogen haben, Mönch zu werden. Ohne daß einer seiner Freunde etwas davon gewußt hatte, kehrte er von einer Wall-

fahrt nicht mehr heim und trat ins Kloster Heisterbach ein. Obwohl er sich von der Welt zurückgezogen hatte, gibt es keinen Geschichtsschreiber, der ein besseres Bild der damaligen Verhältnisse uns überliefert hat. Sein reiches Wissen und seine großen Erfahrungen machen ihn zu einem der bedeutendsten Schriftsteller. Sein bestes Werk ist sicher die „vita sancti Engelberti“, das Leben des hl. Engelbert, das er auf Geheiß von dessen Nachfolger Heinrich von Molenark schrieb. Aber keines ist so bekannt geworden wie sein „dialogus miraculorum“, seine Wundergeschichten.

In 12 Kapiteln enthält es über 700 Geschichten, die alle dem Alltagsleben entnommen sind. Cäsarius verstand es, dem Volke auf das Maul zu schauen, und es gibt fast kein Kloster, kein Dorf, namentlich am Niederrhein, aus dem er nicht ein trauriges oder freudiges Ereignis zu berichten wußte. Ungeheuerlich und phantastisch sind die Dinge manchmal, von denen er berichtet. Cäsarius ist darin ein Kind seiner wundergläubigen Zeit. Ausdrücklich betont er, daß er nur die Wahrheit erzähle und sich ganz auf seine Gewährsmänner verlasse, die ihm dies gesagt haben.

Cäsarius führt uns in die Paläste der Mächtigen wie in die Hütten der Armen, in die schlichte Wohnung des Dorfpfarrers wie in die Kühle eines Klosteranges, ja sogar an den kaiserlichen Hof und die päpstliche Kurie. Wir sehen bei ihm den Ritter und den fahrenden Mönch, den Kaufmann, den Gaukler und die Dirne. Wir erleben mit ihm den ganzen herrlichen Zauber der Rheinlandschaft, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man ihn den „Vater der Rheinromantik“ nennt.

Ritter Flittards Höllenfahrt

Als ein Beispiel seiner köstlichen Schreibart und der ungeheuerlichen Geschehnisse, von denen er berichtet, sei nur erwähnt, was er in seinem Wunderbuch über das Ende des Ritters Bruno Flittard erzählt. Ritter Bruno stammte aus dem Dorfe Flittard und war ein treuer Gefolgsmann seines Herrn, des Grafen Heinrich von Berg. Er war ein gewaltiger Zecher, der manchen Humpen leerte und oft so viel des Weines trank wie er selber schwer war. Sein Riesendurst kam seinem Herrn teuer zu stehen; doch wußte Graf Heinrich ihn zu schätzen; denn Ritter Flittard war

nicht nur ein gewaltiger Zecher, sondern verstand auch trefflich sein Schwert zu führen. Sein Tatendrang und seine Abenteuerlust trieb ihn dazu, sich dem Kreuzzuge Kaiser Friedrich II. anzuschließen. Dieser hatte seine helle Freude an dem bergischen Zecher, der so manchen seiner Heerführer unter den Tisch trank. Einst sagte der Kaiser, als sie in Italien in der Nähe des Vesuvs waren, es würde einem Manne große Ehre einbringen, wenn er versuchen würde, in den Schlund hinabzusteigen.

Die Rede des Kaisers erschien allen ungeheuerlich und vermessen und dünkte ihnen als Gotteslästerung. Galt doch die feuerspeienden Berge als Pforten zur Hölle. Da der Vesuv jedoch gerade keine glühende Lava ausspie, erbot sich Ritter Bruno sofort, den Einlaß zur Hölle zu erkunden. Wohlgestärkt durch einige Kannen Wein machte er sich auf den Weg; doch kaum begann er seinen schauerlichen Abstieg in den Höllenschlund, da regte sich der Berg und spie gewaltige Feuersbrünste, unwillig ob solch frevelhaften menschlichen Beginnens. Zur selben Zeit aber segelten fromme Pilger an dem Vulkan vorbei und hörten laut empörte Geisterstimmen: „Da kommt Ritter Bruno von Flittard, der Schlemmer und Frevler, nehmt ihn auf!“ Sogleich sei aber die Höllenglut noch gewaltiger entfacht worden und Ritter Flittard von dem feurigen Rachen verschlungen worden. Als seinen sicheren Gewährsmann dafür gibt Cäsarius den Pfarrer Konrad zu Rheinkassel an, der dabei gewesen sei und es ihm später berichtet habe.

Wenn heute der Lärm fröhlicher Rheinfahrer bis zu den stillen Ruinen des Klosters Heisterbach dringt, so mag es sein, daß sich der Geist eines anderen Großen regt, der nur kurze Zeit in seinen Mauern lebte, des fröhlichen Erzpoeten Nikolaus, der aus dem Dunkel kam und wieder im Dunkeln verschwand und nur als todkranker Mann im Kloster Heilung suchte. Wir wissen nur von ihm, daß er im Gefolge des Kanzlers Rainald von Dassel nach Italien zog und mit seinen frechen Liedern Gott und der Welt spottete. Wenn er vermessen sang: „Meum est propositum in taberna mori“, — mein Schicksal ist es, in der Schenke zu sterben — dann scheint es so gewesen zu sein, denn nichts außer seinen Liedern ist uns über ihn weiterhin bekannt.

Motor und Verkehr

Ein schon oft beschriebenes aber leider immer wieder mißachtetes Kapitel, nämlich „die Versicherungen“, soll heute behandelt werden.

Zunächst der Versicherungsschutz des berechtigten Fahrers.

Nach dem Pflichtversicherungsgesetz ist der Halter eines Kraftfahrzeuges verpflichtet, für sich und den berechtigten Fahrer eine Haftpflichtversicherung zur Deckung der durch den Gebrauch des Wagens verursachten Sach- oder Personenschäden abzuschließen. Immer wieder erhebt sich die Frage, ob auch ein anderer Fahrer als der Halter selbst als berechtigt anzuerkennen ist. Dabei spielt es zunächst eine Rolle, ob der andere Fahrer mit oder ohne Wissen des Halters den Wagen benutzt hat. Ein Beispiel soll dies erläutern:

Eine Firma hatte einem Angestellten einen Wagen zu alleinigem Gebrauch und eigenem Verfügungsrecht überlassen. Dieser Angestellte hatte nun einen Bekannten — mit ordnungsgemäßem Führerschein — öfter mitgenommen oder selbst fahren gelassen. Bei einer solchen Fahrt „baute“ dieser Bekannte einen Unfall. Den erheblichen Sachschaden wollte die Haftpflichtversicherung, bei der die Firma als Halterin haftpflichtversichert war, nicht bezahlen. Begründung: zur Zeit des Unfalls habe kein berechtigter Fahrer den Wagen gelenkt. Der Fall kam vor den Bundesgerichtshof und das Urteil lautete:

Die Haftpflichtversicherung ist zahlungspflichtig. Es habe auch — im Gegensatz zu eigenmächtigen Fahrten unbefugter Personen — für die Haftpflichtversicherung keine unzumutbare Risikoerhöhung bedeutet, wenn ein Fahrer das Auto mit Einverständnis desjenigen gesteuert habe, der zur Verfügung über die Benutzung berechtigt war.

Damit dürfte diese Frage genügend geklärt sein.

Wir wollen bei den Versicherungen und ihren Problemen bleiben.

Die Kraftverkehrsversicherungen haben sich zu freiwilligen Leistungen bei Opfern echter Fahrerflucht entschlossen, weil sie

glauben, damit am schnellsten einen sozial gerechten Ausgleich schaffen zu können. Die Versicherungen haben dabei berücksichtigt — zunächst bewußt berücksichtigt —, daß viele Kraftfahrzeuge, die nicht haftpflichtversichert sind (Schwarzfahrer usw.) beteiligt sein werden. Diese Aktion begann am 1. Dezember 1955 und will alle Fahrerfluchtfälle, die nach diesem Zeitpunkt geschehen, erfassen. Für die eventuellen Leistungen sollen folgende Grundsätze gelten:

1. Der Antrag auf Entschädigung ist vom Verletzten oder unterhaltsberechtigten Hinterbliebenen beim HUK-Verband (Haftpflicht-Unfall-Kraftverkehrsversicherung) Hamburg 1, Ballindamm 39, spätestens zwei Wochen nach dem Unfall zu melden.
2. Der Unfall muß sofort der Polizei gemeldet werden.
3. Die Entschädigung wird festgestellt, wenn binnen 6 Monaten nach Meldung des Unfalls der haftpflichtige flüchtige Fahrer oder Halter nicht ermittelt ist.
4. Eine Entschädigung wird nur gewährt, wenn die Einkommens- und Vermögensverhältnisse der Billigkeit entsprechen.
5. Entschädigt wird mit Kapitalzahlung. Als mögliche Höchstgrenze gilt dabei die Haftungssumme des Straßenverkehrsgesetzes.
6. In Zweifelsfällen soll eine unparteiische Schiedskommission entscheiden. Die Anrufung der Gerichte ist wegen des freiwilligen Charakters der Leistungen nicht möglich.
7. Die Geschädigten müssen ihre unerfüllten Ansprüche gegen den unbekannt gebliebenen Haftpflichtigen abtreten, soweit sie im Rahmen dieser Aktion Schadenersatz erhalten haben.

Das zunächst über Versicherungen.

Wolfgang Neukirchen, Lehrwerkstatt

Wir suchen zur Veröffentlichung in unserer Werkszeitung laufend Artikel in Form von Erzählungen, Erlebnisberichten, Beobachtungen und Betrachtungen, die von Arbeitskameraden geschrieben sind.

Der Specht

EIN BESINNLICHES ZWIEGESPRÄCH

„Sagtest du etwas, Fritz?“ – Paul schielt teils verdutzt, teils neugierig auf seinen Kollegen an der benachbarten Maschine. Na, den scheint ja mal wieder der Teufel zu reiten! Er schwingt die Schaufel, hoch gefüllt mit Füllsand, in hohem Bogen, sieht verkniffen auf die scheppernde Maschine, streicht – so scheint es Paul – zu früh den Kasten glatt, aber ein grimmiges Lächeln, das über die Züge des anderen geht, beweist, daß Fritz wieder mal mit der echten Routine des alten Formers, dem keiner was vormachen kann, genau den richtigen Augenblick erwischt hat. Paul läßt den eigenen Kasten Kasten sein, schlendert betont lässig die vier Schritte hinüber zum Platz des anderen und lehnt sich, die Arme verschränkend mit einem Gleichmut an die Maschine des Arbeitskollegen, der beinahe aufreizend wirkt. „So ist's richtig“, grinst Paul in sich hinein, denn er weiß, daß aus dem Fritz nichts herauszukriegen ist, wenn er „tobt“, es sei denn, man bringt ihn endgültig zum Überkochen. Und Fritz haßt es, wenn jemand in den Bereich seines Arbeitsplatzes einbricht, dessen Grenze niemand kennt, weil sie nur in der Vorstellung von Fritz, dort aber anscheinend verdammt klar, umrissen ist.

„Hau ab!“ reagiert dieser prompt mit bösem Flackern in den Augen. Paul kennt das; er kennt ihn überhaupt sehr genau, den Fritz – denn schließlich stehen sie jetzt beinahe 18 Jahre nebeneinander, sie zwei.

„Nu red' schon“. – Paul hat in seiner Stimme jenes wohlabgewogene Begütigen, das Wärme ausstrahlt und keine Neugierde. In letzter Abwehr packt Fritz den Kasten, fährt mit ihm in zornigem Schwung um die eigene Achse bis über das Abstellband, aber dann stellt er mit der ganzen Behutsamkeit jemandes, der seine Arbeit liebt, die schwere Last mit verhaltener Kraft auf die glänzenden Rollen nieder.

„Ob ich was sagte?“ herrscht er, schon mit sich uneins, seinen Nachbarn an. „Eine Menge, eine ganze Menge sogar! Ich bin es satt hier, bin den ganzen Kram restlos satt! – und überhaupt alles und so!“ Seine Stimme überschlägt sich: „Das hat doch alles keinen Sinn! Man ist ja verrückt – du auch! Wozu die Schinderei tagaus, tag-

ein, Jahr für Jahr? Mensch, das kann man doch auf die Dauer überhaupt nicht ertragen!“

Fritz schweigt unvermittelt, atmet tief und hastig, wie erschöpft. Paul betrachtet ihn mit einem langen Blick, der von Überraschung zur Nachdenklichkeit und endlich zu seltsamer Güte wechselt. Also hat's den Uermüdlchen, den ewig Pflichtbesessenen auch einmal! Paul unterdrückt mühsam ein Gefühl der Genugtuung. Er spürt, dem anderen ist's ernst, jetzt darf er nicht versagen. Oh, wie man das kennt, dieses Auflehnen gegen das ewige Grau des Alltags, der Pflicht, der Arbeit, der Abhängigkeit vom Wohl und Weh dieses ganzen Ladens! Paul fühlt bei sich selbst die Wogen heißen Zorns nach oben dringen. Aber dann preßt er die Lippen zusammen, lächelt ein wenig mühsam in ein fahles Gesicht, spürt erstaunt kühle Ruhe in sich wachsen, fühlt eine bislang unbewußte Spannung in den eigenen Zügen von sich weichen, grinst nun endlich frei und unbeschwert, sagt ganz leichthin: „Na, weißt du, Fritz, ganz so schlimm ist dieser Krampf ja doch noch nicht. Neulich traf ich“ – Paul hat sich gelassen auf die letzte der Rollen gesetzt und die Pfeife aus der Tasche gezogen – „tja, was meinst du wen? – den Rudi! Du, ich kann dir sagen, der würd' nicht noch einmal die Brocken hinschmeißen. Nichts ging über den alten Laden, sagte er, da wisse man doch wenigstens, wohin man gehöre. Hat mir mächtig leid getan, obwohl er mir doch eigentlich nicht besonders lag, als er hier war.“ „Nee, Fritz“, sagt Paul mit frischem Ton, „anderswo mag's anders sein. Ich, hm, ich bin nach jenem Gespräch mit Rudi dahintergekommen, daß ich hier, was soll ich sagen, naja, doch irgendwie zuhause bin. Da kann man mir sagen, was man will.“ Paul verfolgt sorgsam, wie sein Streichholz den sich bäumenden Tabak gleichmäßig bestreicht. Fritz tut scheinbar unbeteiligt das Gleiche, während seine Rechte nervös in der Hosentasche nach einer Zigarette sucht.

„Ich hab' mir übrigens seitdem ein feines Rezept ausgedacht“, fährt Paul lächelnd fort. „Wenn ich den Krempel hier wieder mal rundum und restlos leid bin, frag ich mich, wer wohl eine Arbeit haben mag,

bei der es ihm gelegentlich nicht genauso hochkommt, wie uns – zum Beispiel heute. Wer wirklich arbeitet, muß doch manchmal verrückt werden bei dem Tempo heute."

Paul macht eine Pause, zieht nachdenklich an seiner Pfeife, wirft unvermittelt den Kopf hoch, sucht den Blick des anderen und sagt ganz langsam: „Quatsch, Fritz, alles Kappes! Wer macht denn schließlich das Tempo? Wir, wir alle, wir selbst, alle wie wir sind. Und warum? Weil wir den Hals nicht vollkriegen können, weil wir in zehn Jahren aufholen wollen, was 1945 oder schon ein paar Jahre früher in Rauch aufging, weil, weil –“ Paul läßt die erregt erhobenen Arme fallen, schüttelt den Kopf und beginnt erneut fast flüsternd: „Neulich, du, da hab ich mal wieder einen Spaziergang gemacht, sonntags morgens, weißt du, wenn es so schön still ist. Ich wollte ja eigentlich am Motorrad flicken, aber dann wollte ich auch keinen stören und bin losgezogen. Du kannst mir's glauben, das war wirklich schön. Im Hammertal hab' ich eine ganze Weile einem Specht zugehört, bis ich merkte, daß ich einen total nassen Hintern hatte.“ Paul lachte vernügt im Erinnern und Fritz vergißt, an seiner Zigarette zu ziehen, die ihm zwischen den schmalen Lippen klebt. „Weißt du“, fährt Paul mit seltsam leichter Stimme fort, „an dem Morgen hab' ich mir vorgenommen, mal gegen die verdammte Unrast anzugehen, die man hat – seit damals, als man vor dem Nichts stand. Nee, seine Pflicht tun – ja. Wenn's notwendig ist – auch mehr. Aber aufreissen lassen von der Arbeit, dem ewigen Brassel – hier, zuhause, immer und ewig – ohne mich! Schließlich –“ Paul ist aufgestanden, reckt die Arme, lächelt dabei – „Schließlich ist man doch irgendwo noch Mensch!“

Fritz sieht ihm nach, wie er aufrecht und elastisch zu seiner Maschine zurückgeht, dem Chef freundlich zunickt, der in diesem Augenblick vorübergeht, lässig einen Kasten vom Stapel zieht und über die Platte führt. Ein Mensch? – denkt Fritz und ist ganz stolz auf seinen Paul: du bist ja einen ganzen Stiefel mehr! Verflucht noch mal, daß ich da nicht früher drauf gekommen bin. So ein Lebenskünstler, sagt einem nichts, lauscht dem Specht und genießt die Freiheit, daß ihm der Hintern naß wird.

Fritz tritt sorgsam die Zigarette aus, zieht lässig einen Kasten vom Stapel und führt ihn über die Platte.

Zum Nachdenken

Die Jugend hat ein hübsches Gesicht,
das Alter eine schöne Seele.

Schwedisches Sprichwort

Oft geht man nach Wolle aus und
kommt selbst geschoren zurück.

Portugiesisches Sprichwort

Die Weiber sind noch zehnmal listiger
und falscher gegen einander als gegen
die Männer.

Jean Paul

Gerade in den Stunden der Not und
der Sorge ist das Wissen um die Ge-
meinschaft tröstvoll und hilfreich.

Heuschele

Gut ist, wer das Notwendige mit Freuden
tut; vornehm ist, wer das Nichtnot-
wendige überhaupt nicht tut.

Künkel

Besser ein gutes Buch wirklich lesen, als
hundert mittelmäßige verschlingen.

Waldemar Seunig

Es ist schlimm, wenn zwei Eheleute ein-
ander langweilen; viel schlimmer jedoch
ist es, wenn nur eines von ihnen den
anderen langweilt.

Marie v. Ebner-Eschenbach

„Wenn sie nur einmal still wäre“, unkte
der Frosch, als er die Nachtigall singen
hörte, „man kommt überhaupt nicht zum
Quaken“.

Wolfgang von Weber

Wer die Gottesgabe der Begeisterung
besitzt, der wird wohl älter, aber niemals
alt.

Oncken

Wenn man tapfer in die Hölle hinein-
geht, ist sie nicht halb so heiß.

Stammler

Die beste Reue ist: auf dem Absatz
kehrtmachen und was Gutes tun.

Bauer

Mit dem Amt kommt der Verstand?
Ja, manchmal . . . Überheblichkeit fast
immer.

Seunig

Nicht jeder große Mann ist ein großer
Mensch.

Marie von Ebner-Eschenbach

DIE SCHALLPLATTENECKE

Fünf Jahre Langspielplatte

Wer von den vielen glücklichen Besitzern der klingenden schwarzen Scheiben — wer von den vielen Hörern, die sich täglich durch Schallplattenmusik erfreuen und unterhalten lassen, denkt noch darüber nach, wieviel Erfindergeist, Mühe und technische Intelligenz aufgewandt werden mußten, um jene vollkommenen und klangreinen Aufnahmen möglich zu machen, die wir heute als selbstverständlich hinnehmen. Wenig bekannt sind die Vorstufen, der Ursprung und die Entwicklung, die der heutigen Schallplatte, der Kunststoff-Langspielplatte, mit veränderlichem Rillenabstand, vorausgegangen sind.

Von Edisons Sprechmaschine über die Berliner Schrift, die ersten waagerechten Schallaufzeichnungsverfahren, bis zum störungsfreien, fast unzerbrechlichen Wunderwerk, das in seinen Mikrorillen fast eine Stunde Musik bereit hält, ist ein langer Weg. Dabei sind es erst fünf Jahre her, daß jene Platten herausgebracht wurden, deren Spieldauer fast doppelt so lang ist, wie die der bisherigen. Zugleich wurde die Klangqualität so entscheidend verbessert, daß man schon von einer neuen Epoche im Leben der Schallplatte sprechen kann. Diese umfassende Qualitätssteigerung wurde möglich durch die Entwicklung und die fabrikmäßige Ausnutzung der Erfindung des „variablen Schnittes“, dessen Methode, kurz gesagt, darin besteht, daß die Tonrillen nicht mehr in einem konstanten, sondern in einem veränderlichen Abstand geschnitten werden. Der Abstand, der automatisch gesteuert wird, richtet sich nach der Lautstärke, oder, wie der Physiker sagt, nach



Blick vom Regieraum in das Aufnahmestudio

der Schwingungsamplitude. Bei leisen Stellen liegen jetzt die Rillen dicht aneinander, mit zunehmender Lautstärke werden sie weiter auseinandergezogen, genau so weit, wie es zu einer einwandfreien Schallaufzeichnung ohne Überschneidung notwendig ist.

Beinahe gleichzeitig hatten die Amerikaner den Mikroschnitt entwickelt, der mit der Methode des variablen Schnittes kombiniert wurde. Dieses Verfahren bewirkt auf Grund des besonders feinen Rillenabstandes eine neue Erweiterung der Plattenkapazität. Zugleich erschien die Kunststoffplatte auf dem Markt. Neben ihr behauptete sich die aus Schellack gefertigte in erheblich verbesserter Qualität weiter. Die früher so lästigen Störgeräusche wurden weitgehend ausgeschaltet. Neue Abspielgeräte mit verlangsamtem Laufwerk und Leichttonarme mit Saphirspitze kamen hinzu. Bis zu 60 Minuten Musik können nun auf einer Platte untergebracht, umfangreiche Musikstücke, ohne die lästige Unterbrechung des Plattenwechsels, in bisher nicht gekannter Klarheit des Klanges aufgenommen werden. Es war schon eine kleine Sensation, von der die nüchternen Techniker freilich wenig Aufhebens machten, an deren Bedeutung man aber doch gelegentlich denken sollte.

Schiller auf Langspielplatten

Der stark beachteten Schallplattenveröffentlichung Schillerscher Gedichte läßt die Deutsche Grammophon Gesellschaft in ihrer Reihe „Das gesprochene Wort“ jetzt die Aufnahme von Schillers Trauerspiel „Kabale und Liebe“ folgen. Die Auf-



Überspielung und Schnitt der Rillen in die Lackfolie. Im Hintergrund das Tonbandgerät, rechts im Vordergrund der Schneidapparat.

nahme besitzt über das rein künstlerische Ereignis hinaus den Rang kultureller Dokumentation. Die Aufführung, eine Aufnahme der Salzburger Festspiele, vereinigt unter der Regieführung von Ernst Lothar eine selten anzutreffende Zahl erlesener Schauspieler. Maria Schell, Heidemarie Hatheyer, Will Quadflieg, Ewald Balser, Walter Franck, Erich Ponto, Bruno Hübner, Adrienne Gessner und Leopold Rudolf beherrschen die Kunst der Sprache und des Sprechens mit jener Vollendung, die die fehlende Szene vergessen läßt. Allein auf das Ohr angewiesen, erlebt der Zuhörer sogar eine Vertiefung der Wirkung Schillerscher Sprachgestaltung, die ihren ganzen Zauber aus sich zu entfalten vermag.

Die neue Schallplatte

Johann Sebastian Bach
Brandenburgisches Konzert Nr. 3 G-dur
Ludwig van Beethoven

„Die Weihe des Hauses“ Ouvertüre, op. 124

Johann Sebastian Bach schrieb für den Markgrafen von Brandenburg sechs „Concerti grossi“. Aus der an diesen Herrn gerichteten Widmung entstand die noch heute gebräuchliche Bezeichnung „Brandenburgische Konzerte“, die einzigartige Meisterwerke sind. Leider hat sich nur das „Dritte Brandenburgische Konzert“ im Repertoire der Konzertsäle an einem festen Platz behaupten können; dagegen sind die fünf anderen weniger zu hören. Dieses Konzert unterscheidet sich von seinen fünf Schwesternwerken durch eine Zwei-sätzigkeit. Es ist ein reines Streichkonzert. Der kraftvolle Schwung des ersten und die fließende Musik des zweiten Satzes wirken auf den Hörer anziehender. Die Wiederaufnahme durch die Solistenvereinigung der Bachwoche Ansbach unter Ferdinand Leitner erhöht noch die Anziehungskraft dieser Aufnahme. Auf der Rückseite spielen die Berliner Philharmoniker unter dem Dirigenten Paul von Kempen eine Gelegenheitsarbeit des großen Beethoven. Die Ouvertüre „Die Weihe des Hauses“, die zur Eröffnung des Wiener Josephstädter Theaters im Jahre 1822 komponiert wurde, ist im „pomphaften und polyphonen Stil“ eine Huldigung an Handel.

(Deutsche Grammophon 33 UpM 16 126 LP)

Franz Liszt
Les Préludes — Hungaria

Aus Franz Liszt's umfangreichem Schaffen haben sich einige seiner „Sinfonischen Dichtungen“ am entscheidendsten durchgesetzt. Zweifellos ist davon das Orchesterwerk „Les Préludes“ das schönste und volkstümlichste. Einem klar verständlichen Aufbau, einer wundervoll einprägsamen Thematik und einer glänzenden musikalischen Farbigeit verdankt diese für Liszt so charakteristische Art der Komposition ihre außerordentliche Beliebtheit. In seiner Gesamtheit wirkt das Werk durch seine große Einheit und Geschlossenheit. In wechselvoller Gegenüberstellung bestimmen zwei Themen den Inhalt dieses äußerst farbigen Werkes, für das Leopold Ludwig mit den Berliner Philharmonikern technisch wie musikalisch die richtige Wiederaufnahme gefunden hat. Nicht weniger charakteristisch für Liszt ist seine seltener gespielte Sinfonische Dichtung „Hungaria“, eine Hymne auf seine ungarische Heimat. Für die Aufführung wurden die Bamberger Symphoniker unter Ferdinand Leitner gewonnen, an deren diszipliniertem Spiel und musikalischer Klarheit jeder Schallplattenbesitzer seine Freude haben wird.

(Deutsche Grammophon 33 UpM 17 034 LPE)

Mendelssohn-Bartholdy
Violinkonzert d-moll — Sonate für Klavier und Violine in F-dur

Mendelssohns berühmtes Violinkonzert hat, obwohl viel gehört, wenig von seinem Reiz verloren. In diesem unvergänglichen d-moll-Konzert hat der Komponist — der zwölf Jahre für uns verboten war — sein bestes Können wiedergegeben. Gebündigt durch eine fast klassische Form, ist es echt romantisch in der Fülle seiner musikalischen Ausdruckskraft. Die wundervolle Verbindung von Solovioline und Orchester wird immer wieder Entzücken hervorrufen. Weniger bekannt, dennoch wunderbar anzuhören, ist die Violin-Sonate Mendelssohns, zwar nicht von solcher Erhabenheit wie das d-moll-Konzert, aber von melodischem wie musikalischem Einfallsreichtum. Dieses öfters zu hören, wäre kein allzu unbescheidener Wunsch, wenn man weiß, daß beide Werke von Yehudi Menuhin und dem Philharmonischen Orchester unter Sir Adrian Boult gespielt werden. (His Master's Voice 33 UpM ALP 1085)

Peter Tschaikowsky
Capriccio Italien op. 45
Nußknacker-Suite op. 71 a

Für diese beiden brillanten Kompositionen des großen russischen Tonschöpfers Peter Tschaikowsky, die die Deutsche Grammophon-Gesellschaft auf einer Langspielplatte herausbringt, verdient sie ein Sonderlob. Beide Stücke sind echter Tschaikowsky. Weit farbiger als in den Symphonien ist hier die Tonsprache des Komponisten. Dem Capriccio Italien liegt ein echtes Erleben zu Grunde. Es ist der kontrastreiche Ausdruck innerer Ergriffenheit und der Überschwang eines empfindenden Herzens, ein Klangbild, bestimmt durch scharfe Gegensätze und melodische Themen, die im wechselvollen Spiel von Bläsern und Streichern teils wehmütig, teils locker gelöst diesem Stück Inhalt und Form geben. Ganz anders dagegen ist die Nußknacker-Suite. Tschaikowsky stellte sie aus der Musik zu seinem gleichnamigen Ballett zusammen. Die Suite bringt aus dem ersten Akt des Balletts nur die kleine Ouvertüre und den Marsch. Alle anderen Sätze stammen aus dem zweiten Akt. Sie sind alle von so viel Ideenreichtum getragen, rhythmisch und melodisch so wunderbar, daß sie längst zu einem Standardstück gehobener Unterhaltungsmusik geworden sind.

(Deutsche Grammophon 33 UpM 19 028 LPEM)

Erna Sack singt

Für die Freunde des Koloratur-Sopran bringt Telefunken vier Langspielplatten der berühmten Sängerin Erna Sack in den Handel. Unter den Titeln „Die Europäische Nachtiell“ (LB 6001), „Erna Sack in ihren Weiterfolien“ (LB 6020), „Erna Sack singt Operarien“ (LB 6024), und „Lieder aus aller Welt“ (LB 6098) bietet sie uns einen Ausschnitt aus ihrer gesonnten Vielseitigkeit. Von der großen, italienisch gesungenen Operarie bis zur Ooerettenweise, vom schlichten deutschen Volkslied bis zum konzertanten Wiener-Walzer, reicht die Skala ihrer Mälichkeit. Immer wieder beglückt die „Europäische Nachtiell“ ihre Freunde mit ihrem Können, ihrem musikalischen Temperament und ihrem alckenreinen Sopran. Wahrlich, eine wunderbare Leistung.

Was Studenten sinnen
Wenn die Gläser klingen

Einmal selbst anhören und dann urteilen! Liebe Freunde des Frohsinns, Ihr werdet begeistert sein! So viel Stimmung, Schwung und Freude, wie uns diese Langspielplatte bereitet, hat man wirklich nicht erwartet. Ein Streifzug durch das studentische Liedgut, ein Ausdruck echten Jugendfrohsinns, echter Minne und Heimatliebe ist die Atmosphäre, die von dieser Aufnahme ausstrahlt. Die hier aufgenommene Zusammenstellung der bekanntesten und beliebtesten Studentenlieder wird nicht nur glückliche Erinnerung, sondern auch frohe Stimmung wecken. Das verstehen Willy Langel, Karl Goloowsky und ein Studentenchor mit großem Beileitorchester unter Hans Mielenz ausgezeichnet. Fürwahr — ein singendes, klingendes Kommersbuch.

(Telefunken 33 UpM LA 6083)

R. Thcm, VA



MOZART

ZUM 200. GEBURTSTAG

am 27. Januar 1956

Musik durchdrang dein Herz und Ohr,
als Phöbus deine Stirne küßte,
und anmutsvoll der Grazien Chor
dich, zartes Wunderkind, begrüßte.

Die Geige nahm er in die Hand,
der Knab' erstaunlich komponierte,
an Fürstenhöfen, weltbekannt,
selbst Papst und Kaiser applaudierte.
Als Sinnbild der galanten Zeit
erklangen Figaros Melodien,
Eros' charmanter Heiterkeit,
in graziösen Harmonien.
Revolte ahnend, Partitur
in malerischem Tongepränge,
erhebend' Welt der Pompadour,
und Giovannis Lustgesänge -
verhallt - versöhnend hehrer Klang
von Freundeshand und Menschen-
der Zauberflöte Kultgesang, [würde,
Familienglück mit sel'ger Bürde.
Der frühe Tod, nach bangem Ahnen,
schloß - welch' erhab'ne Totenmesse -
des Ruhmgekrönten lichte Bahnen,
sein Armengrab man nie vergesse -
o Genius - der Welt verzeih! -
dein Leib versank in Todesnacht,
ewig lebst du in heit'rer Pracht
unsterblich edler Melodei.

W. Schütz, Spedition

Das neue Buch

Max Tau: „Albert Schweitzer und der Friede“, mit 20 großen Fotos von der Kundgebung der Bevölkerung von Oslo anlässlich der Friedensrede, 3,80 DM, Richard Meiner Verlag, Hamburg.

Wenn jemals seit dem Tode Jesus' von Nazareth das Wort „seht, welch' ein Mensch!“ noch einmal Geltung erhalten hat, dann ohne Zweifel wohl für diesen Mann, für Albert Schweitzer, und was immer über ihn geschrieben worden ist und geschrieben wird, es wird unterstrichen von diesem Buch, das Max Tau anlässlich der Friedensrede in Oslo verfaßt hat und das überstrahlt wird von den überaus sprechenden Bildern. Max Tau, selbst ein glühender Verehrer, nein mehr, ein Prediger im Sinne Albert Schweitzers, gibt hier dessen Gedanken zum Frieden mit beredten, in der Tiefe erfaßten Worten wieder, und seine Art, durch eigene Erkenntnis zu überzeugen, läßt die für unsere Welt fast legendäre und doch wirklich greifbare Gestalt Schweitzers, von Fleisch und Blut wie wir selbst, in unmittelbare Nähe rücken. Wohl mehr noch als die Worte aber sprechen die Bilder eine Sprache, die für den, der Augen hat, zu sehen, zu einer Offenbarung der Menschlichkeit werden. Albert Schweitzer schaut auf 30 000 Menschen, die nicht er selbst, sondern nur sein Vorbild als Mensch gerufen hat, ein Antlitz der Güte, des Verstehens, das mit liebendem Blick die ganze Menschheit zu umfassen imstande ist. Man kann diese Bilder stundenlang betrachten und erkennt: das ist ein wahrer Mensch! Was Max Tau uns mit diesem Buch geschenkt hat, ist von unschätzbarem Wert für das Begreifen des Wesens Albert Schweitzers, weil seine überzeugenden Friedensworte gekrönt werden durch die Fotos, die mehr zu sagen wissen als ganze Abhandlungen.



Frank Yerby: „Eine Welt zu Füßen“, einmalige ungekürzte Sonderausgabe, 603 Seiten, 14,80 DM, Lothar Blanvalet Verlag, Berlin.

Hier haben wir das Gegenstück zu dem berühmten Roman „Vom Winde verweht“; nur ist die Hauptfigur ein Mann; ein Mann, der aus dem Nichts sich sein Leben schafft: Reichtum, Macht, Liebe und alles, was zum Glück gehört. Ihm liegt „die Welt zu Füßen“, bis der unglückselige Bruderkrieg der Nord- und Südstaaten Amerikas aller Herrlichkeit ein Ende macht. Es ist die umfassende Schilderung einer Epoche der USA, die glanz- und schmachvoll zugleich war. Eine überaus bunte Handlung fesselt den Leser. Weiße und farbige Menschen, ihre Begierden und Leidenschaften, Gutes und Böses in ihren vielerlei Gestalten, Liebe und Haß, der zauberhafte Landsitz Harrow ebenso wie die Mississippikähne ziehen wie ein dreidimensionaler Film eindrucksvoll an uns vorüber. Mit sicherem Instinkt sind Geschehnisse und Personen treffend gezeichnet und sicher charakterisiert. Meisterhaft beherrscht Frank Yerby den Stoff und breitet mit schillernder Farbigkeit „die Welt zu Füßen“ seines Helden vor uns aus. Man kann gut verstehen, daß dieser Roman zu einem Bestseller in Amerika wurde. Auch bei uns wird er einen begeisterten Leserkreis finden.



M. C. Finck: „Pflanzenschmuck, der sich bewährt“, 304 Seiten mit 143 Abbildungen, 14,80 DM, Donau-Verlag, Günzburg.

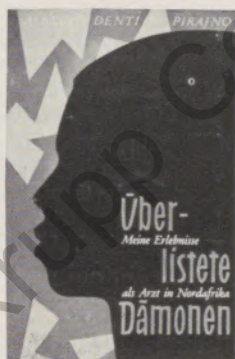
Die liebste Arbeit im Haushalt ist wohl für jede Frau, ihre Blumen und Pflanzen zu pflegen, ganz gleich, ob es sich um Schnittblumen, in Töpfen, Kästen, im Torfmoos im Blumenfenster oder gar in der Hydrokultur handelt. Doch manchmal fehlt die richtige Anleitung, und man möchte sehr gern und gründlich einmal mehr darüber erfahren oder auch



Abbildungen sehen, nach denen man seine Blumen und Pflanzen anordnen kann. Da ist nun dieses für jeden Blumenfreund äußerst wertvolle Buch von dem bekannten Fachmann M. C. Finck geschrieben worden, das treffende Hinweise für die Blumenzucht gibt. Man findet darin alles, was man gern wissen möchte oder noch nicht weiß, und besitzt so ein gutes Nachschlagewerk, zu dem man immer wieder greifen wird, sei es, um die Blumen wirkungsvoll zu ordnen, sei es, um die richtigen Gefäße für Schnittblumen zu finden oder aber Pflanzengruppen zusammenzustellen, im Wintergarten oder im Blumenfenster. Aber auch für die Haltung von Aquarien mit ihren Wasserpflanzen und von Ziervögeln inmitten einer natürlichen Pflanzenumgebung werden Anweisungen erteilt. 143 Abbildungen illustrieren diesen wertvollen Ratgeber, der uns noch mehr Freude als bisher an unseren Lieblingen im Heim, den Pflanzen, erleben läßt. cg

Alberto Denti di Pirajno: „Überlistete Dämonen“, meine Erlebnisse als Arzt in Nordafrika, 275 Seiten, 14,50 DM, Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf.

In diesen Seiten stehen sich die moderne ärztliche Wissenschaft und der uralte, durch Jahrtausende überlieferte Aberglaube in der Heilkunst der nordafrikanischen Stämme gegenüber. Mit ungewöhnlichem Erzählertalent schildert der italienische Arzt seine auch ungewöhnlichen Erlebnisse. Großes Einfühlungsvermögen und warmes menschliches Verstehen lassen ihn die verzwicktesten Situationen mit viel Geschick meistern. Er kommt in die Paläste der Paschas und auch in die Zelte der Nomadenstämme und berichtet interessant und fesselnd von den seltsamsten Begebenheiten, die er dort erlebt. Als kluger Europäer und guter Arzt versteht er es auch, mit den Dämonen und Medizinmännern umzugehen und sie durch seine ärztliche Kunst und seinen gesunden Menschenverstand zu überlisten. Dies gelingt ihm auch meistens, und das Staunen und Verwundern der Eingeborenen ist dann groß. Die lebhafteste Schilderung des bun-



ten, von magischen Kräften durchzogenen Lebens des Orients gewinnt überdies durch die fabelhafte Kunst des Erzählens an Glanz und Feuer und vermittelt einen nachhaltigen Eindruck. Ein Buch, das Märchen-, Abenteuer- und ärztliches Tagebuch zugleich ist und in dieser Kombination seinen besonderen Reiz hat. cg

Frédéric Hoffet: „Enthülltes Paris“, Psychoanalyse einer Weltstadt, 240 Seiten, F. M. Bourg-Verlag, Düsseldorf.

Paris ist und bleibt die Stadt aller Träume, in der zu leben oder sie wenigstens zu erleben wohl der Wunsch eines jeden ist. Kaum jemand jedoch wird sich rühmen können, sie zu kennen, zu wissen, welches das Geheimnis ist, das sie zu dem macht, was sie ist. Immer wieder, ob nah oder fern, gibt sie uns Rätsel auf, immer wieder tauchen wir in ihre aufreizende und doch so angenehme Atmosphäre und erfahren trotzdem nicht, was uns dort so wohlsein läßt. — Nun: Frédéric Hoffet hat die Psychoanalyse dieser Weltstadt geschrieben. Es ist eine Studie, die enthüllt, was oft gefragt und nie beantwortet worden ist, die aufzeigt, worin die lockende Kraft dieser Stadt liegt, wo in Paris der Magnet steht, der die ganze Welt an sich zieht. Neben den Wahrheiten über die Franzosen und Pariser, der Kritik an ihrem gesellschaftlichen Leben, an den Intrigen, die alle Zweige ihres öffentlichen Lebens durchweben, ist für uns wohl die Erkenntnis von Bedeutung, daß Paris die letzte Oase des Menschen schlechthin ist, in der das menschliche Symptom des Lebens sich uneingeschränkter Freiheit erfreut, daß das „Jeder-soll-nach-seiner-Fasson-selig-werden“ hier noch absolute Gültigkeit hat. In geradezu faszinierender Offenheit — das ist das ungemein Sympathische an diesem Buch, dem leider die letzte Korrektur fehlt — zeigt der Verfasser zwar die Auswüchse, die diese Freiheit gebiert — im übrigen ureigenste Angelegenheit der Franzosen und Pariser —, aber mit ebensoviel Offenheit schlägt er auch als zutiefst Pariser mit Scharm und Seele die



liebenswerten Seiten auf, die uns vor allem interessieren, und läßt uns darin lesen. Die Quintessenz: Was uns Paris so lieben läßt, ist dies, daß der Mensch dort Mensch sein kann und darf. Wohl niemand zudem, der Paris je gesehen und erlebt hat, wird ihm das, was in ihm an weniger Rühmlichem geschieht, übelnehmen, denn wo wahre Freiheit herrscht, dort gleichen sich Gut und Böse aus. Dieses Buch wird Paris neue Freunde gewinnen und die alten es noch mehr lieben lassen. hg

Edmond Nicolas: „Der Herr von Jericho“, die wohlbedachten Streiche des Barons de Hautetaille, Gutsherr auf Schloß Jericho im limburgischen Holland, 420 Seiten, 12,50 DM, Verlag Josef Habbel, Regensburg.

Wir kennen „Münchenhausen“ und den „tollen Bomberg“, zu denen sich zu zünftiger Tafelrunde „der Herr von Jericho“ gesellt, dieser urwüchsige „Ritter von der Maas“, dem allein gesunder Menschenverstand und sein Witz zu seiner Originalität verhalfen. An ihm ist nichts unecht; ohne Furcht und Tadel geht er seinen Weg, vereinigt in sich salomonische Weisheit mit der Kurzenschlossenheit eines Herrenmenschen, weiß mit seinen Feinden fertig zu werden und mit seinen Freunden durch immer neue Ergötzlichkeiten seine Umgebung lachen zu machen. Dabei besitzt er so viel Humor, auch andere seltsame Menschen gern um sich zu haben, wie den Koch Mathurin und den Dorfpfarrer. In einfacher, klarer Sprache schildert der Verfasser die Streiche des Herrn von Jericho, notiert aber auch seine lebensklugen Aussprüche und beleuchtet nicht zuletzt die Herzensgüte dieses seltsamen Mannes, die sich hinter all seiner Robustheit verbirgt und die ihn sein ganzes Leben hinter seinem Idol, der schönen Cecily, herjagen und doch allein sein läßt all seine Jahre. Es ist ein herzerquickendes Buch, humorvoll, urwüchsig, von Lebensfreude erfüllt und mit jenem geistreichen Effekt geschrieben, der es besonders lesenswert macht. hg



Consuelo Vanderbilt Balsan: „Glanz und Gold“, aus dem Leben einer Herzogin, 330 Seiten, Droste-Verlag, Düsseldorf.

Eigentlich ein Frauenroman, von einer Frau für Frauen geschrieben, für uns Frauen einer modernen Zeit, die wenig wissen von einer Epoche, die dem Untergang bestimmt war, aber doch die bezaubernde „große Welt“ darstellte, die mit dem Anfang unseres Jahrhunderts zu Ende ging. Es sind die persönlichen, mit unendlich viel Charme und ebensoviel Geist geschriebenen Erinnerungen einer Millionärstochter, einer Frau aus den Kreisen Amerikas, die durch ihren Geldbesitz bekannt wurden. Aber sie zeigt zu gleicher Zeit, in der Art, wie sie die Reichtümer und den damit verbundenen Wohlstand schildert, auch die Schattenseiten dieses Daseins. Eine ehrgeizige Mutter verheiratet die kaum achtzehnjährige Tochter mit einem englischen Herzog, zwingt sie zu dieser Konvenienzehe, die dem reichen Mädchen nur einen Namen und eine Herzoginwürde bringt, aber keine innere Befriedigung, kein Glück. Mit dem Anstand der Frau aus guter Kinderstube schildert sie jedoch nicht ohne Ironie ihre Erlebnisse, die sie nun in den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft hat. Durch ihre Heirat wird sie mit dem damals noch jungen Winston Churchill verwandt, und sie entwirft in ihren Memoiren ein trefflich gezeichnetes Porträt dieser vielumstrittenen, doch großartigen Persönlichkeit des englischen Lebens. Kultiviert, mit eigenem Kolorit und außerordentlich sicher, gibt sie die Geschehnisse am und um den Hof der englischen Queen zu ihrer Zeit wieder. Zwischen den Zeilen aber liest man mit Entzücken, und vielleicht auch mit leisem Bedauern, daß eben immer wieder, wie schon Alanus de Insulis sagt: „Nicht alles Gold ist, was glänzt“. Daß sich aber dieses Frauenleben schließlich doch noch erfüllt, und sie sich nach schweren einsamen Lebensjahren mit dem Mann verbindet, der ihres Lebens große Liebe war, ist ein versöhnendes Moment, das das Leben ihr, der Millionärin, zugestand. cg



Aus dem Leben einer Herzogin

FÜR UNSERE FRAUEN

Auch die Hausfrau lebt gefährlich

Weiser Einsicht, die, nebenbei bemerkt, reichlich spät kam, ist es zu danken, daß die Arbeit der Hausfrau endlich auch als Beruf gewertet wird, nicht nur als solcher schlechthin wie jeder andere, sondern als einer, der Gefahrenquellen in sich birgt, die durchaus nicht zu unterschätzen sind. Es ist kaum glaublich, doch die Statistik erhärtet es, daß alljährlich fast 8000 Menschen, vor allen Dingen Frauen, nach Unfällen sterben, die sich im Haushalt ereignen. Auf fast 2 Million wird die Zahl der im Haushalt Verletzten geschätzt, die wahrscheinlich noch erheblich höher ist, da ja nicht alle leichten Verletzungen zur Kenntnis der Statistiker gelangen.

Diese Zahl erscheint enorm hoch, ist es aber nicht, wenn wir uns selbst einmal klarmachen, wie oft wir in eigener Person schon unvorsichtig oder fahrlässig in Küche, Wohnräumen oder gar im Bad gehandelt haben. Sicher ist nicht zuletzt der Grund in der hohen Technisierung unserer Haushaltungen zu suchen, denn der Umgang mit elektrischen Geräten verlangt äußerste Vorsicht und Wachsamkeit. So ist es zu verstehen, daß auch die Hausfrau eigentlich eine Schulung, so wie sie für jeden anderen Beruf verlangt wird, durchmachen sollte, wenn auch Gewissenhaftigkeit und Umsicht Dinge sind, die man sich selbst aneignen kann. Man muß sich diese Eigenschaften aneignen, wenn man schwere Unfälle im Haushalt vermeiden will.

Eine große Gefahrenquelle sind zum Beispiel alle schadhaften elektrischen Leitungen, da schon durch die bloße Berührung ein tödlicher Schlag ausgelöst werden kann; vor allen Dingen müssen wir der Schnur am Bügeleisen stets große Aufmerksamkeit schenken und sie sofort vom Fachmann reparieren lassen, wenn sie eine schadhafte Stelle aufweist. Daß man im Badezimmer keine Heizsonne und auch keinen Fön benutzen soll, weil man in die Versuchung kommen könnte, die Geräte mit nassen Händen anzufassen, ist viel zu wenig bekannt. Die Stein- oder Terrazzofußböden sind für einen elektrischen Schlag noch eine ganz besonders günstige Voraussetzung.

Gaszuleitungen, vor allen Dingen wenn es sich um leider immer noch benutzte Gasschläuche handelt, sollten möglichst oft auf ihre Dichtigkeit kontrolliert werden, denn immer wieder liest man von Vergiftungen durch Leuchtgas, die durch Nachlässigkeit ausgelöst wurden.

Vorsicht ist ebenfalls geboten, wenn wir einen Topf auf der Gasflamme zu stehen haben, der überkochen und dadurch die Flamme löschen kann, so daß das Gas ungehindert ausströmt, ohne daß wir es merken. Aber auch die einfachsten Geräte der Küche, wie ein schlecht befestigter Messergriff, eine defekte Tasse, eine schadhafte Flasche, ein gesprungenes Glas, die uns aus der Hand rutschen und mit der scharfen Stelle die Finger aufschneiden, sind Ursache für Unfälle. Unangenehm werden Schnittwunden, wenn sie verschmutzen und nicht gleich desinfiziert werden. Sie eitern dann und können sogar Blutvergiftungen hervorrufen. Aber selbst ein unebener Besenstiel, an dem wir uns einen erst nicht beachteten Splitter einziehen, ruft Verletzungen mit unangenehmen Folgen hervor.

Schlechtschließende Schubladen oder Schranktüren können Finger und, was noch übler ist, die Fingerspitzen einklemmen und bösartige Eiterungen herbeiführen. Oft geschieht solch ein Unfall auch durch die Hast, mit der wir Schübe, Fenster und Türen schließen. Eingerostete Riegel, wie sie noch an vielen alten Fenstern zu finden sind, verursachen ebenfalls solche Klemmungen.

Überhaupt Türen und Fenster! Weite Ärmel oder Schürzenbänder verfangen sich gar zu gern an den Klinken und vermitteln mit der scharfen Türkante recht häßliche Bekanntschaft, die sehr schmerzhaft werden kann. Die Kante des offenen Fensters wurde schon oft Veranlassung zu einer recht erheblichen Beule, ja, sogar zu einem Schädelbasisbruch, wenn man, darunter werkend, und zu hastig sich aufrichtete.

Dann das Fensterputzen! Eine völlig unzulängliche Angelegenheit sind die nicht zu öffnenden Fensterscheiben, die man hier noch allerorts in alten Häusern findet. Das Putzen solcher Scheiben verlangt geradezu halsbrecherische Geschicklichkeit, denn die Hausfrau ist in solchen Fällen gezwungen, ganz gleich in welchem Stockwerk sich das zu putzende Fenster befindet, auf die Fensterbank zu steigen,

sich mit einer Hand festzuhalten und zu versuchen, die Scheibe zu erreichen. Wir Frauen sollten bei Neubauten ein Wort mitzusprechen haben, dann würden solche unmöglichen Einrichtungen nicht mehr angelegt werden. Aber wenn schon einmal solch ein unglückliches Fenster vorhanden ist, dann sollte man einfach darauf verzichten, es zu putzen, so ungeheuerlich das für manche tüchtige Hausfrau klingen mag, denn sie steht praktisch vor der Wahl, ein geputztes Fenster zu haben oder sich das Genick zu brechen. Ich weiß von einem Unfall, der sich vor zwei Jahren hier zutrug und bei dem die betreffende Frau nur aus dem ersten Stockwerk auf die Straße stürzte und dafür ein Jahr lang auf dem Krankenbett lag und wohl nie wieder richtig wird gehen können.

Wacklige Leitern oder selbst errichtete Aufbauten von Tisch, Stuhl und Bänkchen zum Aufhängen von Gardinen, Anbringen von Gardinenstangen oder elektrischen Birnen in der Deckenbeleuchtung sind ebenfalls sehr häufig die Ursache von schweren Unfällen, die zu Knochenbrüchen schlimmster Art führen.

Zu Brüchen verschiedenster Art führen aber auch übermäßig „gewienerte“ Fußböden, auf deren trügerischer Glätte dann eine Brücke ihr dauernd rutschendes Dasein führt und den unvorsichtig Auftretenden aus dem Gleichgewicht bringt und ihn unsanft mit irgendeiner Möbelkante und dem Fußboden Bekanntschaft machen läßt. Arm- und Beinbrüche sind dabei nicht selten und die direkte Folge solcher „Putzwut“. Machen wir uns dabei aber noch klar, daß wir ja nicht nur uns, sondern auch unsere ganze Familie in Gefahr bringen.

Verbrennungen und Verbrühungen kann man dadurch vermeiden, daß man immer für richtige Topflappen sorgt.

Chemikalien sollte man immer an einer besonderen Stelle aufbewahren und vor allem nicht in Flaschen mit harmloser Aufschrift. Wir sind in Gedanken oder in Eile — und schon ist ein falscher Griff getan, der unabsehbare Folgen für uns und unsere Lieben haben kann, wenn wir zum Beispiel aus der Essigflasche, auf der „Himbeersaft“ steht, Salzsäure gießen. Benzin wird jetzt bereits weniger zum Reinigen im Haushalt gebraucht; man sollte es überhaupt nur auf dem Balkon oder auf dem Hof verwenden. Selbst im

Badezimmer, in dem die Lockflamme des Geysers brennt, besteht Explosionsgefahr. Gedankenlosigkeit oder Leichtsinn können aber auch noch zu schweren Erkältungskrankheiten führen, wenn nämlich die Hausfrau überarbeitet und erhitzt sich der Zugluft aussetzt. Sonst ist man überall ängstlich darauf bedacht, sei es im Büro oder in der Eisenbahn, jeglichen „Zug“ zu vermeiden, zu Hause aber werden unbekümmert Türen und Fenster weit aufgesperrt — nichts gegen Lüftung —; aber auch hier muß sinngemäß vorgegangen werden — und die vom Teppichklopfen oder sonstiger Arbeit erhitzte Frau sollte sich niemals der Zugluft aussetzen. Die Folge davon ist dann alles: vom leichten Schnupfen bis zur Lungenentzündung.

Diese Zeilen sollen nicht den Teufel an die Wand malen und uns auch nicht bangemachen, so daß wir nun nur noch ängstlich und in ständiger Erwartung einer Explosion oder anderer Zwischenfälle unsere Arbeit verrichten. Sie sollen nur darauf aufmerksam machen, daß auch wir Hausfrauen manchen Gefahren ausgesetzt sind, und daß wir uns manchen Kummer ersparen können, wenn wir sie kennen, und besonnen und umsichtig auf sie achten und tätig sind. cg

Kleine Tips für die Hausfrau

Aufschnitt bleibt länger frisch, wenn man zwischen jede Scheibe Pergamentpapier legt.

*

Man erhält mehr Eierschnee, wenn man auf ein Eiweiß $\frac{1}{2}$ Eierschale Wasser beigibt.

*

Nieren oder Leber sollten niemals vor dem Braten gesalzen werden, da sie sonst hart werden. Erst kurz vor dem Anrichten würzen.

*

Gibt man dem Kochwasser des Blumenkohls etwas Milch bei, so wird dieser schön weiß.

*

Bratpfannen und Kuchenformen sollten niemals mit Wasser ausgewaschen werden, weil sonst das nächste Gebäck unweigerlich haftet. Man reinigt sie sofort nach dem Gebrauch mit Papier und grobem Salz.

FÜR UNSERE *Kinder*

Seid auf der Hut!

Es war vor vielen, vielen Jahren. Wir lebten damals in einem kleinen idyllischen Städtchen. Es gab dort kein Kino, kein Theater. Die einzige Abwechslung für uns Kinder und wohl auch für manche Erwachsenen war, wenn ein Wanderzirkus draußen auf der Wiese sein Zelt aufbaute. Es kamen dann die grellbemalten Wohnwagen, aus denen das Zirkusvölkchen uns zuwinkte, Reiter auf buntgeschirrten Pferden sprengten nebenher und einmal trotete sogar hinter der Wagenkolonne ein kleiner Elefant. Große und kleine Kinder liefen mit bis vor die Stadt, um zu sehen, wie das Zelt aufgeschlagen wurde, oder gar zu erspähen, ob nicht irgendein kleines Kind in einem dünnen Flitterröckchen draußen auf einem Seil balancierte und für die Vorstellung probte. Das war uns erlaubt, und ich kann mich nicht entsinnen, daß irgendeinem Kind ein Leid geschah oder es von den Zirkusleuten mitgenommen wurde.

Doch eines Tages, als wir mit der Wäscherin, die auf der Wiese unsere Wäsche zum Trocknen ausbreitete, mitgelaufen waren, sahen wir von weitem wieder einmal einige Wagen auf die Stadt zukommen. Wir wiesen die Waschfrau darauf hin. Doch kaum hatte sie die Wagen gesehen, da raffte sie eilig die Wäschestücke in den Korb, nahm eins von uns an die Hand und gebot den anderen, sich an den Händen zu fassen und eiligst mit ihr nach Hause zu laufen. Wir wußten vor Staunen gar nicht, was wir davon halten sollten. Beim Dämmerstündchen nahm uns unsere Mutter zu sich und erzählte uns, daß Zigeuner in die Stadt gekommen seien, und daß wir nicht auf die Straße dürften, bis sie wieder abgezogen wären. Sie erzählte uns die Geschichte von einem kleinen, noch nicht zweijährigen Mädchen, das die Zigeuner an sich gelockt und dann mitgenommen hatten. Nur dank der Aufmerksamkeit eines Landpolizisten war das Kind wiedergefunden worden, weil ihm das blondhaarige kleine Geschöpf zwischen den schwarzhaarigen und dunkelhäutigen Zigeunerkindern aufgefallen war, als er auf der Landstraße zu-

fällig den Wohnwagen begegnete. Das war vor einigen Jahrzehnten. Aber wie ein entsetzlich dunkler Faden zieht sich bis auf den heutigen Tag durch die Geschichte der Raub von Kindern. Doch nicht immer geht es so gut aus, wie bei dem kleinen Mädchen, und Zigeuner, die man genau kennt, stehlen schon lange keine Kinder mehr.

Dafür sind es andere Menschen, die euch Kindern Leid zufügen wollen. Wie oft schon war in den Zeitungen zu lesen, daß aus Kinderwagen, die gerade nur für ein paar Minuten von der Mutter vor einem Laden oder einem Warenhaus abgestellt waren, die Babys geraubt wurden, so daß die entsetzten Mütter sie bei ihrer Rückkehr oft samt den Kinderwagen nicht mehr oder nur die leeren Wagen vorfanden. Manchmal gelang es, den Entführer oder die Diebin festzunehmen; oft aber auch sind sie mit dem Kinde für immer verschwunden.

Ihr seid in Gefahr!

Das sind kleine Kinder, die sich noch nicht wehren, nicht um Hilfe schreien können, die noch von nichts wissen und sich auch später nicht erinnern können, wie sie eigentlich heißen oder woher sie kommen.

Aber ihr Größeren, die ihr dies lest oder euren kleineren Geschwistern vorlest, haben euch Vater oder Mutter oder die Lehrer schon gesagt, daß ihr niemals, aber auch wirklich niemals, ohne Ausnahmen, mit einem fremden Menschen, ganz gleich ob Mann oder Frau, mitgehen dürft?

Da kommt ein so nett aussehender Herr, der euch anspricht, euch mancherlei fragt und auch, ob ihr nicht Lust hättet, mit ihm zu kommen, er wolle euch zu Hause etwas Interessantes zeigen oder euch Süßigkeiten geben, die er in seiner Wohnung hat. Geht ihr da ruhig mit? Tut es nicht, bitte, tut es nicht!

Dieser so nett aussehende Herr hat sicher irgendwelche bösen Absichten. Entweder fügt er euch in seiner Wohnung etwas zu, worunter ihr euer ganzes Leben lang leiden müßt, oder er tut euch noch Ärgeres an und eure Eltern sehen euch niemals lebend wieder. Sagt auf ein solches Angebot einfach: „O danke, ich bekomme von meinen Eltern sovieles Klümpchen oder

Schokolade, wie ich nur essen mag, von fremden Menschen nehme ich nichts. „Wenn ihr die ganze Geschichte dann gleich euren Eltern oder auch einem Schupo erzählt, wenn ihr genau beschreiben könnt, wie der Betreffende aussah, dann kann es leicht gelingen, solchen schmutzigen Menschen das Handwerk zu legen. Sie werden dann bestraft.

Manchmal hält wohl auch ein PKW auf der Straße neben euch und ihr werdet gefragt, wo die und die Straße oder dies oder jenes Haus ist. Gebt ruhig und artig Antwort, wenn ihr es wißt, aber laßt euch niemals dazu überreden, mitzufahren, um den Weg zu zeigen oder eine Spazierfahrt zu machen. So viele Kinder haben solche Fahrt schon mit dem Leben bezahlen müssen und sind niemals wieder zurückgekommen. Was mögen sie für Angst ausgestanden haben, wie sehr mögen sie geweint haben, als der Mann dann gar nicht mehr freundlich war und nicht hielt, als das Kind aussteigen wollte und nun nicht mehr zurück konnte und Schreckliches erleiden mußte.

Achtet auf Eure Geschwister!

Warnt auch eure kleineren Geschwister immer wieder, denn kleine Kinder vergessen schnell. Sie dürfen von keinem Fremden etwas annehmen, weder Schokolade, noch Klümpchen, noch Geld. Fremde Menschen haben nichts zu verschenken und brauchen euch nichts zu geben, und wenn sie es tun, dann ist immer eine böse Absicht dabei: sie wollen euch ein Leid zufügen.

Auch dürft ihr keine Besorgungen für fremde Leute machen, die ihr nicht kennt, oder gar in ein fremdes Haus für sie gehen. Es kann sehr leicht sein, daß ihr aus diesem Hause nie wieder, wenigstens nicht mehr lebend, herauskommt.

Seht auch zu, daß ihr, wenn es dunkel wird, nicht mehr auf der Straße seid! Oft sind die Eltern oder die Mutter noch nicht zu Hause und ihr meint, ihr könntet noch so lange auf der Straße spielen. Tut es nicht! Im Dunkeln ist die Gefahr, daß euch schlechte Menschen etwas antun, noch größer. Im Dunkeln verschwindet ein Mensch, noch dazu ein kleiner, wie ihr es seid, noch viel eher, ohne daß jemand etwas davon merkt.

Denkt bei allem daran, wieviel Angst und Leid und Not und Schmerzen ihr euch er-

spart, wenn ihr nicht mit fremden Menschen mitgeht! Ihr seid diesen Menschen ausgeliefert, und niemand hört euer Schreien und Hilferufen.

Denkt aber auch daran, wieviel unsagbares Leid und wieviel Angst und Sorge ihr eurer Mutter, euren Eltern damit antut, wenn sie euch vermissen, euch suchen müssen und euch dann nie mehr oder nicht mehr lebend wiederfinden.

Lohnt es sich, das alles zu erleiden für ein paar Klümpchen, für ein Stückchen Schokolade oder ein paar Groschen? Nein, auf keinen Fall! Also seid auf der Hut! Es liegt an euch ganz allein, daß euch niemand ein Leid zufügen kann. cg

Klage um den kleinen Jakob

Wo ist der kleine Jakob geblieben?
Hatte die Kühe waldein getrieben,
Kam nimmer wieder,
Schwestern und Brüder
Gingen ihn suchen in'n Wald hinaus -
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm nachhaus!

Wohin ist der kleine Jakob gegangen?
Es hat ihn ein Unterirdischer gefangen,
Muß unten wohnen.
Trägt goldene Kronen.
Gläserne Schuh, hat ein gläsern Haus -
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm nachhaus!

Was macht der kleine Jakob da unten?
Streuet als Diener das Estrich mit bunten
Blumen und schenket
Wein ein und denket:
Wärest du wieder zum Wald hinaus!
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm nachhaus!

So muß der kleine Jakob da wohnen,
Helfen ihm nichts seine güldenen Kronen,
Schuhe noch Kleider,
Weinet sich leider -
Ach! armer Jakob! - die Äuglein aus.
Kleiner Jakob! Kleiner Jakob! Komm nachhaus!

Ernst Moritz Arndt

En Riesen- familleg

EINE ERGOTZLICHE
GESCHICHTE
AUS DEM ALTEN
REMSCHIED

Vor Johren, do levden bi us en den Bergen
noch ganze Stämm van klenen Zwergen.
On wenn jet gonnt en den Berg herenn,
do send die Twerghöhlen nu noch te senn.
Doch tu domoliger Tied, dat well ech bewiesen,
do gowen et hie on do och noch Riesen.
Su send et vleits allt en hongert Johr her,
do wonnden ob Hounsberg en ganz grueten Käel.
He es jo nu alt johrelang duet,
der wor secher üower dreei Meter guet,
on wog sugett en vierhongert Ponk,
äwer söß wor he molls emmer gesonk.
Es nom Dokter tu gonn, dat kom em nit en den Senn,
äwer en Bluetreinegenk, die nohm he aw on fue alt
He froht dat Polwer mols drüjeweg op, [es enn.
on schott dann gewöhnlech en Kann Fussel drop.
Dann soht he en Stond udder zwei en der Ecken,
on liet dat Kröm em Magen trecken.
Dat wuet bi em nit lang oppgesatt,
suvöll Arbet hät he sech domet nit gemackt.
Jo, he woßt sech te hölpem en allen Dengen,
blues de rechtege Frau, de kuon he net fengen.
Datt hett, en Frau su guet on su schwor,
su ongefähr, wie he selwer wor.
He hatt sech suvöll alt es ömgesien,
äwer die miesten woren em doch tu fien.
Met sonner Spentem wuel he sech doch nit blamieren,
et mues doch wenigstens en betschen harmenieren.
Doch to fengen sunnen Schworspänner van ner Frau,
dat heult wie geseit döwelsmäßeg genau.
Bes ienes Dags diet he sech noch es wier op denn Rett,
es Spazierstock nohm he sech mols en Tunstaken mett,
He datt es noch es en de Burengegend herenn,
öm sech noch iemol rechteg ömtesenn.
He es en paar Daag üower de Burenhöf gestrieken,
on hätt sech de Fraulütt noch es regelreit bekieken.
Aeß en dann es en Bur frogden no sienem Begehr,
on he dann seit, dat he gäen en gruote schwor Frau här.
De Bur sech besonn, on em tur Antwort gof:
„Su woßt ech eng hie em nächsten Hoff,
dat eser genau eng wie van dienem Schlach.
Kann arbidden wie en Päed on es tröü on brav.“
Wie he dann kom bie dem Waiten ent Gehöfte,
do stolden em de Uegen em Koppe grad wie en Löite,
onn ohn dann noch lang drömröm te kallen,
es he rösteg met der Düren en et Hus rengefallen.
Die twei hant dann och nit miehr lang gewatt,
on hant sech hengerien bestatt.
Jo, datt wor en Gespann, datt kuen mer bekieken,
äs wenn se Büem ut der Äeden küenen rieten.
Späder krägen se dann noch en Stöck off seß Blagen,
äwer datt har widerschter nix tu sagen,

die gengen op, wien Lait, so bläend on fresch,
 do wor wie geseit guet Huelt am Desch.
 Die wueten su guet on su schwor, do huet alles bie op,
 jo, met 8 Johren do schluegen se dem Aulen alt drop.
 En kott Jüppken van denn, et es nit te sagen,
 dat kuen usserien as Üwerzier dragen.
 Gediegen wor et, o Här, o Här,
 wenn dr Bäcker des Morns de Dür open där.
 As Brüetscher oten Aulen on Kenger,
 de Mann zwei guete Owerlänger,
 on dobie noch en Ponk Botter pro Kopp,
 do gong alle Morges en Postpakiet drop,
 För des Soderdags meddags, datt mötten get wieten,
 wuet en half Ferken en de Äezen geschmieien.
 En tweipöngeg Iesbien här mer biem jüngsten Jongen,
 von seß Johren en der Fust nit miet wiergefangen.
 On üwerhoupt dat Meddageten,
 wout bluos ut em vierzieger Zinkküfen gefreten.
 Jo mer kann et nit glüewen, doch ech sag et önk open,
 der Koffee wued blues ut dem Eimer gesopen.
 Wenn die des Owes nom Bett wuelen gonn,
 dann muessen se sech dreimol dubbelschlon.
 Jet glüewend jo, ech wör am üwerdriven,
 doch ech sag önk, der Klennste van der Truppen,
 der kuen gemütlech ut der Daakrennen suppen.
 On dat et Riesen woren, dat kuen mer dodranen senn,
 die makden statt Herenker Schellfische en.
 Do wueten se satt van, dat glüewend mir
 die sogen en Herenk an för en Pier.
 Jo, die kuenen freten, die verputzten em Nu,
 statt Ruesenkuhehl louter Fouf Ponks Schaffue.
 Alle Lewensmeddel, et es nit gelogen,
 die wueden semilech em Zentner betogen.
 Wenn Rechnenker komen, wor de Aul mols am schengen,
 et wör nit mir op on bie te brengen.
 Wueten Riefkueken gebacken, jo dann lotend önk sagen,
 die fuhr ma vam Owen an den Desch em Bollerwagen.
 Die Plätzker an sech, et wor nit mir schön,
 do wor en Riewelspottkueken ganix gehn.
 Et nettsten wor et, wenn se schliepen em Bett,
 on wueden vam Aulen des Morges geweckt,
 on wueden nit wackreg, et wor metonger jet arg,
 dann schlueg he se mols mem Äpelsdämmer op den Balg.
 Dann riewen se sech de Uogen, on sprongen schier op,
 on rieben: „Vader, hüer doch dat Killen op“.
 So weren er hüdeges Dags keng mer geboren,
 sunn Zoaten hant äwwer och nix mir hie verloren.
 Denn wenn et met dänn es met der Arbet wör üwer,
 on die kriegen Ongerstützenk, dann verlotend önk drop,
 die fröten et Wohlfahrtsamt meitsamt dem Rothousse op.
 Dröm es et för dös Tied werklech en Segen,
 dat et sun Riesenfamillegen nit mir gewen!

Unser Jubilar
im Februar

50 JAHRE MITARBEIT



Erich Knop
Betriebsangestellter
im Terminbüro Papenberg,
am 26. Februar 1956

Jubilarfeier



... in der Kernmacherel Stachelhausen

untere Reihe: Eugen Teske, der Jubilar Ernst Breidenbach (25 Jahre Mitarbeit), Fritz Koll; obere Reihe: Benjamin Arnold, Gotthold Meissner, Albert Mahlke, Natalie Rösler, Erwin Budde, Willi Böhme, Karl Willems, Reinhold Kundt, Karl Forkefeld, Wilhelm Willems, Adolf Balzer, Heinrich Liebig, Artur Freund, Erich Bernatek, Eleonore Hilger, Ernst Schmalz, Heinz Tätter

*Für unsere
Rätselfreunde*

1	2	3	4	5	6
V	V	V	V	V	V

1. Städtchen i. d. Mark Brandenburg (Rübenanbau), 2. wertvoller Pelz, 3. Seefisch, 4. Prüfung, 5. Tierkrankheit, 6. Watvogel.
Bei richtiger Lösung nennen die Zinkenspitzen einen deutschen Musikdramatiker, der Kammrücken (wo die Zwischenbuchstaben entsprechend einzusetzen sind) eines seiner Werke.

S. FRITTER

CHILE

✱

Welchen Beruf hat der Herr?

Aus den Silben a - ar - be - bel - bei -
ber - bit - bras - da - da - ei - ei - erz -
fel - fel - frucht - gen - gen - gramm - gie -
hat - horn - ka - keit - le - ma - man -
na - ne - ne - nis - re - rit - rung - rut -
salz - saft - se - sen - sig - süs - te -
ten - ter - tin - tin - tor - turm - wur -
ze - zel - zen sind 18 Wörter zu bilden,
deren erste Silben von oben nach unten
gelesen einen Spruch ergeben.
Bedeutung der Wörter:

1. bek. Flotte
2. Stadt in der Türkei
3. Sportart
4. Stadt in Westfalen
5. Urmetall
6. Staat in Amerika
7. Heilmittel
8. Eilnachricht
9. Obere Behörde
10. Stadt in Sachsen
11. Weinort an der Mosel
12. weiblicher Vorname
13. Strauch
14. Bauwerk in Paris
15. Signalinstrument
16. Leckerei
17. Titel
18. Süße Flüssigkeit

Berufsrätzel

- Schlosser

1. Robe, 2. Ofen, 3. Benn, 4. Enns.

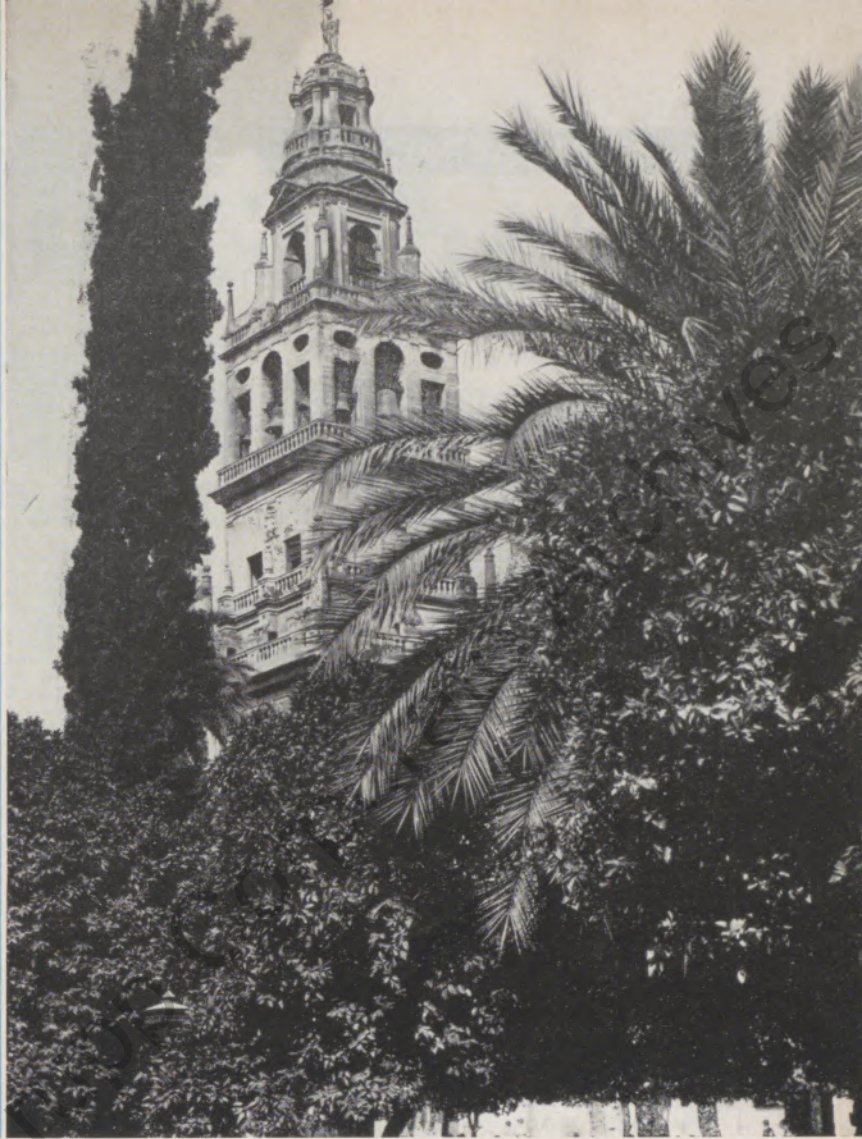
Der Herr ist „Oberfeuerwehrmann“ von Beruf.

Ich steh an deiner Krippe hier.

Eisenbahn, Auto, Fahrrad.

Das
schönste
Foto
des Monats

Aufnahme:
Ernst Ludwig Haeger,
Bökerbau Saal II
Kamera:
Agfa Isolette II
„Die Moschee
in Kordoba“



An dieser Stelle wird in jeder Nummer unserer Werkszeitung „das schönste Foto des Monats“ veröffentlicht und mit 10 DM prämiert. Von 13 Einsendungen ist obenstehendes Bild als das beste anerkannt worden. Letzter Einsendetermin ist jeweils der 1. eines jeden Monats.

Liebe Fotofreunde!

Heute eröffnen wir wieder den freien Fotowettbewerb „das schönste Foto des Monats“. Wie erwartet, sind mehr Einsendungen eingegangen als bei der Aufgabe von bestimmten Themen, wie wir es im vergangenen Jahr durchgeführt haben. Neben Allerweltsaufnahmen mit viel Wald haben wir auch einige Bilder mit markanten Motiven erhalten, die in die engere Wahl kamen. Von diesen erschien uns das oben veröffentlichte als das beste, obwohl es mehr Vordergrund hätte haben können. Sonst macht es einen ganz imposanten Eindruck. - Im übrigen ist nachzutragen, daß „das schönste Foto“ in der Dezemberausgabe von Gerhard Welp, Elektrobetrieb, stammt.

Wir hoffen, daß sich nun am freien Fotowettbewerb recht viele Amateure beteiligen werden, nachdem unter dem Weihnachtsbaum viele neue Apparate gelegen haben, die in Aktion treten wollen. Für gute und schöne Aufnahmen wünscht allen viel Glück

Euer Fotofreund

FAMILIENNACHRICHTEN

Es haben geheiratet

Hans-Gerd Hamacher, Werk Julius Lindenberg - Rosemarie Baumüller, Prüfstation Papenberg, am 17. Dezember 1955

Uns Leben traten ein

Wolfgang, Sohn von Horst Eichler, Putzerei I Stachelhausen, am 12. Dezember 1955

Gabriele, Tochter von Rolf Prinz, Schlosserei Stachelhausen, am 13. Dezember 1955

Uwe, Sohn von Werner Hackländer, Halle Süd Loborn, am 19. Dezember 1955

Manfred, Sohn von Josef Versen, Formerei Stachelhausen - Anneliese Versen, Kernmacherei Papenberg, am 19. Dezember 1955

Uwe, Sohn von Otto Gabriel, Formerei II Stachelhausen - Lisa Gabriel, Gewindeschneiderei Papenberg, am 25. Dezember 1955

Ute, Tochter von Gottfried Dalitz, Putzerei Stachelhausen, am 26. Dezember 1955

Manfred, Sohn von Herbert Seifert, Formerei Stachelhausen, am 29. Dezember 1955

Ulrich, Sohn von Reinhard Henkel, Modellschreinerei Loborn, am 30. Dezember 1955

Ingeborg, Tochter von Kurt Grzywaczyk, Halle Süd Loborn, am 6. Januar 1956

Wir begrüßen als neue Mitarbeiter

Willi Wessel, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. November 1955

Hans Tagge, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. November 1955

Klaus Hackländer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. November 1955

Alfred Bohnke, Angestellter, Betriebsbuchhaltung, (Wiedereintritt) am 1. Dezember 1955

Paul Hautzel, Angestellter, Buchhaltung, am 1. Dezember 1955

Luise Kausch, Kontoristin, Lohnbüro, am 2. Dezember 1955

August Jackel, Kernmacherei Papenberg, (Wiedereintritt) am 5. Dezember 1955

Herbert Huber, Wärmeingenieur, Maschinenbetrieb, am 5. Dezember 1955

Heinz Büttner, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 7. Dezember 1955

Richard Sauer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 7. Dezember 1955

Kurt Neuhaus, Transportarbeiter, Formerei Papenberg, am 7. Dezember 1955

Franz Josef Lohnert, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 10. Dezember 1955

Manfred Breidt, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 10. Dezember 1955

Eligius Schommer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 10. Dezember 1955

Erwin Villain, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 10. Dezember 1955

Otto Großmann, Maschinenformer, Formerei Papenberg, am 12. Dezember 1955

Roland Wagner, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 15. Dezember 1955

Kastor Bauer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 15. Dezember 1955

Friedrich Jerke, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 16. Dezember 1955

Klaus Mathussek, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 19. Dezember 1955

Otto Rabbach, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 20. Dezember 1955

Hans Joachim Butzke, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 20. Dezember 1955

Bruno Hansen, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 20. Dezember 1955

Ewald Radtke, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 20. Dezember 1955

Harbert Böhme, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 20. Dezember 1955

Erwin Straburg, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 21. Dezember 1955

Günter Horst Rauter, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 21. Dezember 1955

Alfred Krause, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 21. Dezember 1955

Raimund Ellmer, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 21. Dezember 1955

Günter Jurchen, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 22. Dezember 1955

Heinz Taubert, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 24. Dezember 1955

Fritz Funk, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 27. Dezember 1955

Dieter Zingler, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 27. Dezember 1955

Josef Langkau, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 27. Dezember 1955

Rudolf Prihoda, Schleifer, Putzerei Papenberg, am 27. Dezember 1955

Ernst Ehndreich, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. Dezember 1955

Günter Scholz, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. Dezember 1955

Heinrich Nieschlag, Gießereiarbeiter, Formerei Papenberg, am 28. Dezember 1955

Wir nahmen Abschied von

Hermann Mühlenmeister

Pensionär, 75 Jahre alt, am 12. Dezember 1955

Josef Heesen

Formerei Stachelhausen, 53 Jahre alt, am 15. Dezember 1955

Robert Neuhaus

Pensionär, 66 Jahre alt, am 19. Dezember 1955

Paul Korten

Maschinenbetrieb, 56 Jahre alt, am 5. Januar 1956

Max Jünger

Pensionär, 55 Jahre alt, am 6. Januar 1956

Johann Imberger

Pensionär, 71 Jahre alt, am 7. Januar 1956



Vorsicht ! Röntgenstrahlen. Nicht näher treten.

Willst Du

unheilbare Gesundheitsschädigungen durch

Röntgenstrahlen vermeiden, so

beachte unbedingt die

Anweisung dieses

Warnschildes!



